TA

Zeitschrift für Transaktionsanalyse 3/2019

HEFT 3 · 36. JAHRG. 2019

211	Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungszusammenarbeit	EDITORIAL
215	Thomas Gebauer: Die unsichtbare Hand versagt	FOCUS
222	Tilmann Wörtz: Tage der Utopie, Peace Counts	
240	Heike Anna Koch: Entwicklungszusammenarbeit am Beispiel der Desert Flower Foundation	
247	Jule Endruweit & Katharina Stahlenbrecher: Afrika. Afrika? Von der Schwierigkeit, Haltung zu kommunizieren	
252	Der schlafende Riese. Andreas Eckert im Gespräch mit Uschi Entenmann	
258	Norbert Berggold: Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungszusammenarbeit	WERKSTATT
263	Renate Würthwein: Vor Ort	
272	Wiedergelesen: Stephen Smith, Nach Europa	FORUM
281	William Cornell et al.: Into TA. A Comprehensive Textbook on Transactional Analysis.	BUCHZEICHEN
285	Stephanie Katerle: Seitensprünge	
288	Karounga Camara: Osare il ritorno	
290	Marco Mazzetti: Ein lebender Euhemerus	AUGENBLICK MAL
293	Errata: Zeitschrift für Transaktionsanalyse 2-2019	

Was ist Transaktionsanalyse?

Die Transaktionsanalyse ist eine Persönlichkeits- und Interaktionstheorie sowie ein analytisches Instrument für die Entwicklung von Organisationsstrukturen.
Ihr Ursprung ist eine tiefenpsychologisch orientierte Therapieschule, die von dem amerikanischen Psychiater Eric Berne in den 50er- und 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts begründet wurde. Die transaktionsanalytische Theorie verbindet das tiefenpsychologische Fundament mit einem handlungsorientierten Ansatz. So sind Transaktionsanalytiker/innen in der Lage, individuelle sowie intersubjektive Entwicklungen und Interaktionsprozesse differenziert zu betrachten und zu erklären. Die Transaktionsanalyse eignet sich deshalb für die folgenden vier Arbeitsfelder:

1. Psychotherapie
2. Organisation
3. Beratung
4. Bildung

In allen vier Feldern stehen die individuelle Introspektion und die Analyse von Interaktionsstrukturen gleichberechtigt nebeneinander. Daraus können handlungsleitende Strategien entwickelt werden, die zur Strukturverbesserung in sozialen Systemen, zu vermehrter Kooperationsbereitschaft und Konfliktfähigkeit von Individuen, Gruppen und Organisationen führen.

Das Menschenbild der Transaktionsanalyse orientiert sich an der Eigenverantwortlichkeit und der Autonomie jedes Menschen. Für die transaktionsanalytische Arbeit bedeutet dies, dass: (1) Transaktionsanalytiker/innen mit ihren Klienten und Gesprächspartnern einen klaren, gegenseitigen Arbeitsvertrag eingehen; (2) Inhalt und Dauer der Arbeit von beiden Seiten bewusst mitbestimmt werden; (3) Ziel der Arbeit autonomes Denken, Fühlen und Verhalten ist; (4) Selbstreflexion und Selbsterkenntnis des Beratenen gefördert werden.
Dabei wird Fragen nachgegangen, wie

- Wer bin ich?
- Wo stehe ich zurzeit?
- Werde ich meiner beruflichen Rolle gerecht?
- Wie beeinflussen meine Muster aus der Vergangenheit mein aktuelles Denken, Fühlen und Verhalten?
- Was ist mein Weg?
- Wie möchte ich mein Verhalten und meine Beziehungsmuster verändern?

Die Transaktionsanalyse hilft, vergangene Erlebnisse zu bearbeiten und verborgene Ressourcen zu aktivieren, sodass der je Einzelne sich in der aktuellen Situation angemessen verhalten und eigenständig denken und fühlen kann.

Als Mitglieder der deutschen und internationalen Gesellschaften für Transaktionsanalyse sind Transaktionsanalytiker/innen ihren Ethikrichtlinien und Ausbildungsstandards verpflichtet.
Als Therapeut/inn/en, Berater/innen, Coaches, Supervisor/inn/en, Lehrer/innen und Trainer/innen unterstützen sie Einzelne und komplexe Systeme in ihrer Entwicklung.

EDITORIAL

Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungszusammenarbeit

Angeregt durch unsere Kollegin Jule Endruweit, entschied ich mich letztes Jahr spontan, dem Thema „Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungszusammenarbeit“ ein Heft unserer ZTA zu widmen. Bestärkt wurde ich in meiner Entscheidung durch die Lektüre des Heftes „MUT“, das einer Tageszeitung beilag. Es wird herausgegeben von der Culture Counts Foundation gGmbH Weinstadt.

Unsere Kolleginnen und Kollegen werden in ihrer Arbeit immer wieder mit den Schwierigkeiten konfrontiert, die sich aus dem Zusammentreffen von Migrant*innen/Einwanderer*innen mit der europäischen Kultur und der Notwendigkeit zur Integration ergeben. Mehrfach haben wir Texte aus Helfersicht – Berater*innen, Lehrer*innen, Therapeut*innen – zu dem Thema veröffentlicht. Durchaus nicht alle Menschen, die nach Europa streben, sind Kriegsflüchtlinge oder politisch Verfolgte. Die weitaus größere Zahl, vor allem aus Afrika und meistens aus Subsahara-Afrika, ist einfach auf der Suche nach einem besseren Leben.

Dieses Heft will die Problematik der Entwicklungszusammenarbeit in den Fokus nehmen, die Schwierigkeiten, die sich vor Ort ergeben und die Chancen, die Subsahara hat, aufzeigen. Letztendlich sind es ethische Fragestellungen, die uns bei diesem Thema beschäftigen. Mit welcher Haltung begegnen wir „dem Fremden“? Gelingt uns eine +/+-Haltung, oder bleiben wir doch insgeheim in einer +/--Haltung stecken, und wenn ja, weshalb? Was können, dürfen und müssen wir dem Eingewanderten zumuten und von ihm einfordern? Wie kann, wie muss die Kommunikation aussehen, damit das Fremde nicht fremd bleiben muss und allmählich sogar zum Vertrauten werden kann? Mir fällt zum Beispiel auf,

Ulrike Müller

dass in meiner Heimatstadt Freiburg, „plötzlich!“ Frauen aus Zentralafrika in ihren bunten viktorianischen Gewändern das Straßenbild der Innenstadt verändern. Und immer noch bin ich versucht, mich staunend nach den lachenden Frauengruppen umzudrehen.

Dankenswerterweise wurden mir von ganz unterschiedlichen Seiten Texte zum Thema zur Verfügung gestellt. Aufgrund unseres beschränkten Platzes konzentrieren wir uns auf die Subsahara. So entsteht ein einheitlicheres Bild. Manche Schwierigkeiten und Probleme lassen sich bestimmt auch auf Teile Asiens oder Südamerikas übertragen, und manche sind sehr spezifisch aufgrund der klimatischen und geografischen Gegebenheiten sowie der kulturellen Unterschiede.

Spontan reagierte Thomas Gebauer von medico international mit einem Text, in dem er die wirtschaftliche Zusammenarbeit kritisch durchleuchtet. Der Text von Tilmann Wörtz von der Culture Counts Foundation und Chefredakteur des Magazins „MUT“ befasst sich mit den Friedensmachern, die in ihren Ländern eine Art Graswurzelbewegung für den Frieden initiieren. Letztlich ist ein Leben in Frieden und Sicherheit die Grundvoraussetzung für jede Art von Entwicklung. Unsere Kollegin Heike Anna Koch setzt sich kenntnisreich mit der „weiblichen Beschneidung“ auseinander. Ihre Ausführungen enden mit dem Hinweis, wie den in Deutschland lebenden Opfern geholfen werden kann und was Therapeut*innen dazu wissen müssen. Jule Endruweit steuert eine sprachkritische Analyse bei und abgerundet wird der erste Teil durch das Interview von Frau Entenmann (MUT) mit dem Afrikakenner Professor Eckert. Alle fünf Texte finden Sie im Focus.

In der Werkstatt finden Sie zwei Praxisberichte, interessanterweise über zwei Schulprojekte. Unser österreichischer Kollege Norbert Berggold erzählt sehr anschaulich, wie er vor einigen Jahren dazu kam, sich für ein Schulprojekt in Tansania zu engagieren, und was das heute für ihn bedeutet. Renate Würthwein, stellvertretende Schulleiterin an einer Gewerbeschule in Freiburg, engagiert sich ebenfalls seit Jahren für ein Schulprojekt in Togo. Auch ihr Erfahrungsbericht ist äußerst lesenswert.

Ich habe mich noch einmal mit Stephen Smiths Buch „Nach Europa“ auseinandergesetzt. Sie finden meine Gedanken dazu in der Rubrik Wiedergelesen. Für die Rubrik Buchzeichen hat Cornelia Willi, unabhängig von Günther Mohr, „Into TA“ rezensiert und schätzt das Buch nach ihrer Lektüre ganz anders ein. Wie wunderbar, dass wir unterschiedliche und sogar gegensätzliche Stimmen zu Wort kommen lassen können! Wolf Jordan bespricht „Seitensprünge“ von Stephanie Katerle. Ich selbst bespreche „Osare il Ritorno“ von Carounga Camara (Das Wagnis der Rückkehr; leider bislang nur auf Italienisch erhältlich).

In der Schlusskolumne beschäftigt sich Marco Mazzetti auch in seinem dritten Text mit Eric Berne und den Anfängen der Transaktionsanalyse.

Erlauben Sie mir zum Schluss noch einige ganz private Beobachtungen zum Thema Integration: Kalabrien, über Jahrhunderte ausgebeutet von den wechselnden herrschenden Geschlechtern, war seit dem frühen 19. Jahrhundert das Auswandererland schlechthin. In den 1950er-Jahren verließen ganze Schiffe mit Emigranten die Häfen in Richtung Argentinien. Und unsere „Gastarbeiter“ in den 1960er- und 1970er-Jahren kamen ebenfalls von dort; Jan Weilers Büchlein „Maria, ihm schmeckt’s nicht!“ nimmt sich dieses Themas liebevoll an. Eine dritte Auswanderergeneration ging nach Norditalien, vor allem nach Mailand.

Die Daheimgebliebenen sind dank des Tourismus und EU-Geldern inzwischen zu bescheidenem oder auch größerem Wohlstand gekommen. Und was lässt sich nun beobachten? Der aufstrebende Wirt beschäftigt nicht mehr Rumänen, sondern einen jungen Afrikaner, der sich nicht nur für die Arbeit im Restaurant eignet, sondern er kann auch den zugewucherten Straßenrand mit dem elektrischen Mähgerät bearbeiten. Und er hilft beim hölzernen Neubau einer Strandbar; auf meine diesbezügliche Frage nickt er mit einem stolzen Lächeln. Der Fischer, der neben dem Laden auch ein kleines Restaurant betreibt, hat eine junge Afrikanerin als Hilfe. Im Straßenbau arbeiten ebenfalls Afrikaner. Es ist eine selbstverständliche Form der individuellen Integration, die sich weder um Salvini-Parolen schert noch um ideologische Verklärung von der anderen Seite. Ja, sie werden illegal beschäftigt, ohne Versiche-

rungen etc., sie werden schlecht bezahlt; und dennoch wirken sie mehr als zufrieden. Sie sind angekommen.

Das von Salvini gestoppte Projekt des Bürgermeisters von Riace, einem der vielen entvölkerten Bergdörfer, in dem nur noch die Alten übrig geblieben sind, hatte Modellcharakter. Er hatte die jungen Afrikaner nicht nur in den verlassenen Häusern untergebracht, sondern konnte so auch traditionelles Handwerk wie Weben und Töpfern wiederbeleben und damit eine solide Einkommensquelle schaffen. Inwieweit sich solche Initiativen von den Rechtspopulisten dauerhaft aufhalten lassen, wird die Zukunft zeigen.

Ich schreibe diese Zeilen im heißen kalabrischen Juni nach meinem Morgenbad im Meer. Wenn Sie das Heft in den Händen halten, ist es bereits wieder herbstlich.

Ein Heft, das, wie ich finde, zum Nach- und Weiterdenken anregt!

Ulrike Müller

Die unsichtbare Hand versagt[1]

Die Euphorie war groß, als die Vereinten Nationen im September 2015 die Ziele für eine nachhaltige Entwicklung (SDGs) verabschiedeten. Endlich eine globale Agenda, die aus der Krise herausführen soll. Inzwischen hat sich die Begeisterung gelegt. Immer deutlicher werden die Fallstricke, die im Kleingedruckten der Agenda angelegt sind.

Denn nicht über eine gerechte Verteilung vorhandener Ressourcen sollen die Ziele verwirklicht werden, sondern in erster Linie durch Wirtschaftswachstum. Wobei alle Länder für die benötigten Mittel selbst aufkommen müssen. Doch um die breit gefächerte SDG-Agenda umzusetzen, bedarf es großer Anstrengungen und sehr viel Geld. Vorsichtige Schätzungen belaufen sich auf drei bis vier Billionen Dollar pro Jahr. Mit den knapp 150 Milliarden Dollar, die gegenwärtig von den Industrieländern für die Entwicklungszusammenarbeit aufgewendet werden, kommt man nicht weit. Auch die 64 Milliarden Dollar, die von privaten Philanthropen beigesteuert werden, bleiben nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Wie also soll die Umsetzung der SDGs finanziert werden?

Politiker wie der belgische Entwicklungshilfeminister und Unternehmer Alexander De Croo behaupten, die Lösung zu kennen. Auf der Brüsseler Hilfsgütermesse AidEx 2017 hat er sein Konzept vorgestellt: Die wundersame Umwandlung von Milliarden in Billionen gelinge, wenn die unzureichenden öffentlichen Mittel genutzt würden, um Anreize für private Kapitalgeber zu schaffen.

Thomas Gebauer

1 Zuerst erschienen in „welt-sichten“ 10/2018, www.welt-sichten.org. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

Nachhaltige Hilfe, so De Croo, verlange nicht nach mehr „Geben“, sondern nach mehr „Investieren“.

„Investieren“ statt „geben“: Belgiens Entwicklungsminister Alexander De Croo plädiert auf der Brüsseler Hilfsgütermesse AidEx 2017 dafür, mit öffentlichen Mitteln private Investitionen in Entwicklung zu unterstützen. AidEx 2017

Seit einigen Jahren schon beschäftigen sich Entwicklungspolitiker mit der Frage innovativer Finanzierungskonzepte.

Zukunftsmusik? Keineswegs. Seit einigen Jahren schon beschäftigen sich Entwicklungspolitiker mit der Frage innovativer Finanzierungskonzepte, die privates Kapital für soziale und ökologische Zwecke nutzbar machen sollen. An Geld mangelt es ja nicht. Es ist sogar im Überfluss vorhanden. Aufgrund der neoliberalen Finanz- und Steuerpolitik ist es nur nicht dort, wo es gebraucht wird. Dem Mangel an öffentlichen Mitteln, um die SDGs zu erreichen, stehen riesige private Vermögen gegenüber, deren Verwalter heute händeringend nach profitablen Anlageoptionen suchen. Die Lücke, die der Kahlschlag in der Sozialpolitik in den zurückliegenden Jahrzehnten hinterlassen hat, machen sich nun Kapitalanleger zunutze.

Die Politik der Entpolitisierung

Die Dominanz der Ökonomie ist nicht vom Himmel gefallen. Sie ist das Resultat einer Politik, die der französische Soziologe Pierre Bourdieu treffend als „Politik der Entpolitisierung“ beschrieben hat. Ihr ist es gelungen, die marktradikale Umgestaltung der Welt als ökonomische zwangsläufig darzustellen. Ziel dessen, was wir heute Globalisierung nennen, war nicht, weltgesellschaftliche Verhältnisse zu schaffen, sondern die Ende der 1960er-Jahre ins Stocken geratene Kapitalverwertung wieder anzukurbeln. Damals schienen die Grenzen einer auf Massenkonsum ausgerichteten Wirtschaft erreicht und Renditen nur noch über die Senkung der Produktionskosten möglich, unter anderem durch Steuerbefreiungen und die Liberalisierung der Waren- und Kapitalmärkte.

Zum neoliberalen Laboratorium wurde Chile. Dort putschte 1973 General Pinochet gegen die demokratisch gewählte Regierung von Salvador Allende. Im Windschatten der Diktatur übernahmen Ökonomen, die beim Nestor der neoliberalen Wirtschaftstheorie Milton Friedman in Chicago studiert hatten, das Ruder. Die „Chicago Boys“ zwangen dem Land eine Rosskur auf, die später als „Washington Consensus“ der ganzen Welt verordnet wurde – ein

Bündel von wirtschaftspolitischen Maßnahmen, die nur ein Ziel hatten: um jeden Preis ökonomische Stabilität und Rendite sichern. In den Folgejahren wurden den Ländern des Südens die Daumenschrauben angelegt. Wollten sie in Umschuldungsverhandlungen kreditfähig bleiben, mussten sie „Strukturanpassungsprogramme" über sich ergehen lassen, die Haushaltskürzungen, Steuersenkungen, die Privatisierung öffentlicher Daseinsvorsorge, den Abbau von Handelsbeschränkungen und die Schaffung von Investitions- und Exportanreizen umfassten. Mit dem Verzicht auf fiskalische und regulative Maßnahmen, die es erlaubt hätten, die Ökonomie sozial zu zähmen, sollten sich die Regierungen selbst aller Handlungsoptionen berauben.

Auch in der Entwicklungszusammenarbeit schlug sich die neoliberale Umgestaltung der Welt nieder.

Auch in der Entwicklungszusammenarbeit schlug sich die neoliberale Umgestaltung der Welt nieder. Mehr und mehr wurde die Idee einer sich selbst tragenden, auf Nachhaltigkeit zielenden Entwicklung aufgegeben. An die Stelle von Strategien, die auf die Befriedigung von Grundbedürfnissen und eine integrierte ländliche Entwicklung zielten, traten verstärkt Programme zur Stärkung von Marktkräften. Die Idee einer Entwicklung von unten wurde verdrängt von der Vorstellung, über die Förderung von Handel und Investitionen Entwicklung von oben erzeugen zu können.

Doch das Versprechen, dass mit der Stärkung der Ökonomie auch etwas für die Armen abfallen würde, hat sich als Trugschluss erwiesen. Noch heute warten wir auf den „Trickle-Down"-Effekt, so ein sarkastischer Kommentar des Wirtschaftsnobelpreisträgers Paul Krugman. Von den astronomisch angewachsenen Kapitalvermögen, die infolge von Steuerkürzungen und Deregulierung entstanden sind, ist unten wenig angekommen. Dafür gibt es umso mehr soziale Verunsicherung und schrumpfende Haushalte – zum Sterben zu groß, zum Leben zu klein.

Marktradikalität: Fatal für den Süden

Vor allem für die Bewohner im globalen Süden hatte die aufgezwungene Marktradikalität fatale Auswirkungen. Dort, wo die Institutionen öffentlicher Daseinsvorsorge, wo Gesundheitsversorgung und Bildungseinrichtungen kaum entwickelt waren, haben die Einschnitte in die Sozialbudgets zu ihrer fast vollständigen Aushöhlung geführt.

Die Durchdringung der Lebenswelten durch das ökonomische Kalkül hat auch vor dem Helfen nicht haltgemacht. Immer klarer wird heute, wie Hilfe vor allem der Anpassung an die gesellschaftlichen Fehlentwicklungen dient und sich dabei in eine Handelsware verwandelt.

Nicht zuletzt auf der Brüsseler AidEx, der Messe für Profis in Not- und Entwicklungshilfe, wird das deutlich, wo zuletzt über 200 Dienstleister aus aller Welt ihr Angebot ausgestellt haben. Präsentiert wurden Allwetterzelte für den Notfall, das Handling von Nahrungsmittellieferungen, satellitengestützte Kommunikationstechnik, Solarballons für die Stromversorgung von Flüchtlingslagern, wartungsarme Wasserfilter, Schutzanzüge aller Art, geländegängige Fahrzeuge, Transporthubschrauber plus dazugehörige Fallschirme für die Lieferung von Hilfsgütern in unzugänglichen Gebieten. So sinnvoll und hilfreich solche Produkte im Einzelnen sind, gibt ihre warenförmige Zurschaustellung doch zu denken. Beworben werden technische Lösungen, nicht aber Ideen, wie den Ursachen des dramatisch wachsenden Krisengeschehens begegnet werden könnte.

Ein einfacher Gedanke geisterte durch die Messehalle: Da Politik zu einer menschenwürdigen Gestaltung der Lebensumstände immer weniger imstande und Krisen offenbar unabwendbar seien, sollten alle – Helfer und sogar die Bedürftigen – selbst initiativ werden, um in Eigenverantwortung mit den immer widriger werdenden Lebensumständen zurechtzukommen. Konsequent konzentrierten sich die wenigen Stände, die keine technischen Lösungen anzubieten hatten, auf die Präsentation von Business-Modellen und Managementtools. Mit ein wenig Know-how könnten bisherige Hilfsempfänger lernen, in ihren Dörfern zu Wasserverkäufern zu werden, um sich als Kleinunternehmer am eigenen Schopf aus dem Elend zu ziehen.

Hier wird auch das neue Menschenbild deutlich, das dem entwicklungspolitischen Handeln heute zugrunde liegt. Nicht mehr die Umstände, sondern die Menschen selbst seien für ihre Lage verantwortlich.

Hier wird auch das neue Menschenbild deutlich, das dem entwicklungspolitischen Handeln heute zugrunde liegt. Nicht mehr die Umstände, sondern die Menschen selbst seien für ihre Lage verantwortlich. Aus dem Drängen auf gesellschaftliche Transformation ist ein Bemühen um Anpassung geworden. Wo vor einigen Jahrzehnten noch die im Christentum wurzelnde herrschaftskri-

tische „Pädagogik der Befreiung“ versuchte, Menschen von Ausbeutung zu befreien, geht es heute nur noch um eine in vielen entwicklungspolitischen Programmen betonte „Financial Literacy“: eine Schulung im betriebswirtschaftlichen Abc. Partizipative, auf Veränderung drängende Prozesse stören das betriebswirtschaftlich definierte Effizienzgebot. Für sozialen Wandel, der kaum planbar und voller Eigensinn ist, gibt es da keinen Platz mehr.

Und hier schließt sich der Kreis. Mit der Reduktion auf technisch-instrumentelle Lösungen wird Hilfe warenförmig und interessant für Kapitalanleger. Mehr und mehr private Unternehmen machen sich heute die Lücke zunutze, die der Kahlschlag in der Sozialpolitik hinterlassen hat.

„Impact Investing“ („wirkungsorientiertes Investieren“) ist das neue Zauberwort. Es steht für Investitionen, die neben einer finanziellen Rendite auch soziale und ökologische Wirkungen erzielen wollen. Von einer neuen Partnerschaft zwischen Geschäftswelt und Sozialwesen ist bereits die Rede. Kapitalanleger sollen Geld und Gutes zugleich mehren können. Bis 2020 soll sich das Geschäft auf 400 Milliarden bis hin zu einer Billion ausweiten, heißt es beim in New York ansässigen Global Impact Investing Institute.

Kapitalisierung der Hilfe

In Deutschland hat sich Impact Investing noch nicht durchgesetzt. Noch immer ist hierzulande Daseinsvorsorge vor allem die Aufgabe von Wohlfahrtsverbänden und öffentlichen Einrichtungen. An diesem Prinzip wollen Akteure wie die Bertelsmann Stiftung, die Deutsche Börse AG und Wirtschaftsprüfungsgesellschaften wie KPMG nun rütteln. Gemeinsam engagieren sie sich in der gemeinnützigen Phineo AG, die sich als Servicestelle für Kapitalanlagen im Sozialwesen versteht. Phineo vermittelt Kapital an zivilgesellschaftliche Initiativen und berät sie in der Anwendung betriebswirtschaftlicher Managementkriterien.

Zu den von Phineo propagierten neuen Finanzierungsinstrumenten zählen unter anderem Social Impact Bonds (Sozialanleihen). Das sind vertraglich geregelte Partnerschaften zwischen staatlichen Stellen, zivilgesellschaftlichen Organisationen und Investoren, um dringend gebotene soziale Maßnahmen zu finanzieren. Dabei steuern private Investoren das für ein Projekt notwendige

Kapital bei, Hilfsorganisationen sorgen für die Umsetzung und Regierungen bürgen dafür, dass die Investoren nach dem erfolgreichen Abschluss der Maßnahmen ihr Geld aus öffentlichen Mitteln zurückerhalten, zuzüglich einer zuvor vereinbarten Rendite. Wo es keine zahlungskräftigen staatlichen Stellen gibt, wie dies in vielen Ländern des Südens der Fall ist, übernehmen ausländische Geldgeber oder private Stiftungen die Rückfinanzierung des eingebrachten Kapitals. Dann spricht man von Development Impact Bonds, von Entwicklungsanleihen.

Die Gefahren, die in der Kapitalisierung der Hilfe lauern, sind immens.

Die Gefahren, die in der Kapitalisierung der Hilfe lauern, sind immens. Sie zeigen sich exemplarisch beim ersten Humanitarian Impact Bond, der 2017 vom Genfer Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) herausgegeben wurde. Um den immer größer werdenden Aufgaben entsprechen zu können, reicht dem IKRK das Jahresbudget von 1,7 Milliarden Franken nicht mehr. Die 26 Millionen Franken, die für den Bau von drei Rehabilitationszentren für Kriegsopfer in Mali, Nigeria und der Demokratischen Republik Kongo gebraucht werden, kommen nun von europäischen Rückversicherungsgesellschaften, die nach Abschluss der Maßnahme von den Regierungen von Belgien, der Schweiz, Großbritannien und Italien refinanziert werden. Werden die Projektziele nicht erreicht, bekommen die Geldgeber nur 70 Prozent ihrer Einlagen zurück. Im Erfolgsfalle wird die Einlage komplett erstattet, verzuckert mit einer Rendite von sieben Prozent. Mit Blick auf die derzeit üblichen Renditen (im boomenden Immobilienmarkt liegen sie bei rund vier Prozent) ist das ein hervorragendes Geschäft. Nach der Logik solcher Anleihen ist nicht ausgeschlossen, dass Rüstungskonzerne demnächst gleich zweimal verdienen können: das erste Mal beim Verkauf von Kriegswaffen und dann noch einmal bei der Versorgung der Kriegsopfer, Letzteres hoch subventioniert aus Steuermitteln.

Zahl der Prothesen als Erfolgsmaßstab

Die Rückversicherungsgesellschaften, die dem IKRK das Kapital für den Aufbau der Zentren bereitstellen, wollen nicht einfach nur geben, sondern auch Geld sehen. Ob am Ende ein „Return on Investment“ herausspringt, entscheidet sich an der Frage, ob die gesetzten Ziele erreicht werden. Je komplexer die Ziele, desto größer das Risiko des Scheiterns. Dagegen lassen sich weniger ambitionierte Ziele mit geringerem Risiko und schneller erreichen. Im

Falle der Reha-Zentren hat man sich darauf geeinigt, den Erfolg an der Zahl der hergestellten und angepassten Prothesen zu messen.

Die Frage aber, ob Rehabilitationsbemühungen gelingen, geht weit über die Bereitstellung von Prothesen hinaus. Entscheidend ist, ob Menschen mit Behinderungen einen Platz in der Gesellschaft finden oder Opfer von Stigmatisierung bleiben. Ob sie Zugang zu Sozialrenten oder anderen Formen der Kompensation haben. Oder ob die Gesellschaft zu Inklusionsbemühungen bereit ist. All das blendet der erste Humanitarian Impact Bond aus.

Für unternehmerisch denkende Investoren, die gern von Impact reden, lauern in solchen Zusammenhängen obskure Unwägbarkeiten und Risiken. Lukrativer und daher attraktiver sind Maßnahmen, die zeitnah und einfach zu verwirklichen sind. Wo betriebswirtschaftliche Kennziffern dominieren, gibt es für eine umfassende Sichtweise keinen Platz. Die Gefahr ist groß, dass bei solcher Art Finanzierung Vorhaben mit komplexeren Zielen und nicht vorhersagbarem Verlauf unter den Tisch fallen.

Die Privatisierung der Entwicklungszusammenarbeit, die im Humanitarian Impact Bond des IKRK ihren vorläufigen Höhepunkt gefunden hat, wird das soziale Handeln von Hilfsorganisationen und Sozialverwaltungen verarmen lassen. Wird dieser Trend nicht umgekehrt, dann werden große Ziele aus mehr als 50 Jahren Entwicklungspolitik wie Völkerverständigung, Frieden und Gerechtigkeit zunehmend an Bedeutung verlieren.

Thomas Gebauer war bis Anfang 2019 Geschäftsführer von medico international. Gemeinsam mit dem Schriftsteller Ilija Trojanow hat er das Buch „Hilfe? Hilfe! – Wege aus der globalen Krise“ geschrieben, das im Fischer Verlag erschienen ist.

Tage der Utopie, Peace Counts

Teil I

1. Auftakt

Utopien können simpel daherkommen. In Medellín, Kolumbiens zweitgrößter Stadt, sagte mir kürzlich ein junger Mann: „Ich stelle mir vor, dass in 20 Jahren Menschen aus anderen Vierteln Medellíns in die Comuna 13 ziehen wollen – und nicht immer nur umgekehrt." Der Wunsch mag in den Ohren eines Westeuropäers belanglos klingen. Für diesen jungen Mann wäre seine Erfüllung ein Phänomen. Er lebt in einem berüchtigten Armenviertel von Medellin, der Comuna 13, durch das die Straße zum Pazifikhafen Uraba führt. Von dort gelangen Drogen in den Rest der Welt und Waffen zurück nach Medellín.

In der Comuna 13 kämpfen Drogenbanden um die Kontrolle dieser Straße und die Kontrolle der Einwohner. Es gibt täglich Feuergefechte und Tote. Der Drogenkrieg beeinflusst alle anderen Aspekte des Lebens: Wer einen Job in Medellín sucht, bekommt mit der falschen Adresse auf dem Bewerbungsschreiben keinen; Mütter lassen ihre Kinder nicht auf der Straße spielen; wer zu laut Trompete übt, läuft Gefahr, dass sein Nachbar einen befreundeten Schergen der Drogenmafia vorbeischickt; diese Einschränkung macht im Normalfall aber nichts aus, denn eine Trompete kann sich in der Comuna 13 sowieso kaum jemand leisten. Junge Menschen, die in der Comuna 13 Musik machen, rappen.

Auch der junge Mann, der sich wünscht, Menschen mögen freiwillig in die Comuna 13 ziehen, ist ein Rapper. Er heißt Jeison Castaño Hernandez, ist 24 Jahre alt und steht einer Initiative von mittlerweile über 80 Hip-Hoppern vor, die ihr Viertel durch ihre Kunst transformieren wollen, den „Elite de Hip-Hop". Kunst gegen Gewalt, das klingt naiv. Die Arbeit der Elite de Hip-Hop basiert aber

Tilmann Wörtz

auf einer komplexen Analyse der Verhältnisse der Comuna 13, aus der die Jugendlichen ihre Schlüsse gezogen haben und tätig wurden: Sie haben eine Schule für Hip-Hop gegründet, unterrichten mittlerweile Hunderten von Schülern Sprechgesang, Breakdance und Graffiti. Aus Taugenichtsen wurden respektierte Künstler und Lehrer, die selbst von den Killern der Drogenmafia verehrt werden.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich nur die Killer Respekt verdienen können, durch Waffen und Geld. Heute sehen Jugendliche in der Comuna 13, dass es Alternativen zu ihrem bisherigen Leben gibt, dass sie etwas tun können. Aus den Versammlungen und Ausschüssen der Elite de Hip-Hop sind im Lauf von acht Jahren Führungsfiguren hervorgegangen. Sie organisieren Musikfestivals, entwerfen Werbekampagnen, verwalten Geld, verhandeln mit der Stadtverwaltung und Unternehmen, die sie als Sponsoren für die Hip-Hop-Schule gewinnen. Sie träumen davon, dass im Rest Medellíns und Kolumbiens erkannt wird, welches Potenzial in ihnen steckt; dass dadurch auch andere Jugendliche eine Chance auf dem Arbeitsmarkt bekommen, dass dadurch wiederum noch mehr Vorbilder für andere Jugendliche entstehen; dass dadurch der Drogenmafia der Nachwuchs entzogen wird, dass dadurch Drogenkonsum und die Gewalt sinken, dass dadurch Friede einzieht. Dass dadurch in zwanzig Jahren Menschen in die Comuna 13 ziehen, weil es dort lebenswert geworden ist. So simpel, wie der Wunsch von Jeison Castaño klingen mag, ich denke, er verdient den Namen Utopie. Es ist die Vorstellung von einer radikal anderen Welt, als der Welt, in der er lebt.

Sie träumen davon, dass im Rest Medellíns und Kolumbiens erkannt wird, welches Potenzial in ihnen steckt.

Die Menschen, denen sich das Projekt Peace Counts widmet, haben solche Friedensutopien entwickelt und arbeiten an ihrer Verwirklichung. Wir haben sie „Friedensmacher“ genannt. Die Utopie vom Frieden dient den Friedensmachern als Signalleuchte in der Ferne, um durch die täglichen Rückfälle und Probleme nicht vom Weg abzukommen. Seit 2003 reisen Reporter und Fotografen im Auftrag von Peace Counts in Krisenregionen und spüren solche Friedensmacher auf, recherchieren ihre Geschichte und veröffentlichen sie in renommierten Medien. Es geht immer um Antworten auf die Frage: Wie macht man eigentlich Frieden? Die Ursachen für die Krisen sind so vielfältig wie die Lösungsvorschläge der Friedensmacher. Peace Counts interessiert sich speziell für solche aus

Seit 2003 reisen Reporter und Fotografen im Auftrag von Peace Counts in Krisenregionen und spüren solche Friedensmacher auf.

der Zivilgesellschaft: für Ärzte, Lehrer, NGO-Mitarbeiter, Mediatoren, Pfarrer, ehemalige Kämpfer mit einem interessanten Projekt.

Sie spielen in der Welt nach dem Kalten Krieg eine immer wichtigere Rolle. Kriege zwischen Staaten sind die Ausnahme geworden. 1950 gab es sechs bis sieben pro Jahr davon, heute ist es zum Glück nur noch einer (Human Security Project 2011, Kap. 1). Die überwiegende Zahl von Kriegen sind Bürgerkriege. Damit sind natürlich auch die Akteure, die über Krieg und Frieden entscheiden, andere geworden.

Es gibt verschiedene Versuche, diese Veränderungen zu systematisieren. Ein prominenter stammt von dem Imperiumsforscher Herfried Münkler (2010). Er sieht einen Bruch in der Kriegführung, wie sie jahrhundertelang vorherrschte, und den sogenannten „neuen Kriegen". Mit dem Westfälischen Frieden von 1648 hatten sich Rituale der Kriegführung etabliert. Ein Krieg begann mit einer Kriegserklärung, Kriegsrecht sollte die schlimmsten Übergriffe auf die Zivilbevölkerung verhindern und die Begegnung der Truppen auf das Schlachtfeld begrenzen. Ein Friedensvertrag beendete den Waffengang, unterzeichnet von der Führung der jeweiligen Staaten und Armeen. Mit vielen Ausnahmen von der Regel galt dieses Grundschema bis zur Beendigung des Kalten Krieges. Die neuen Kriege von heute funktionieren laut Münkler anders. Er spricht von einer „Privatisierung" des Krieges: Neben regulären Armeen treten verstärkt parastaatliche Verbände, Rebellen, Warlords und Söldner auf den Plan. Die Grenze zwischen Soldat und Zivilist ist immer schwerer zu erkennen, entsprechend steigt die Zahl von Opfern unter der Zivilbevölkerung. In den Kriegen, die bis Anfang des 20. Jahrhunderts geführt wurden, zählten 90 Prozent der Verwundeten und Gefallenen zu den Kombattanten. In den neuen Kriegen dreht sich diese Zahl ins Gegenteil: Bei nur noch 20 Prozent der Opfer handelt es sich um Soldaten, die übrigen 80 Prozent sind Zivilisten (Münkler 2010, S. 28). Die neuen Kriege werden mit leichten Waffen geführt und sind dadurch billiger geworden: Kämpfer mit MGs auf Pick-ups prägen unser Bild der Bürgerkriege in Afrika und Zentralasien. Sie lassen sich leicht beginnen und nur schwer wieder beenden.

„Privatisierung" des Krieges

Dem Staat entgleitet sein Gewaltmonopol, die neuen Kriege sind nicht mehr Begleiterscheinung der Staatenbildung, sondern Symptome seines Zerfalls, an dessen Ende ein „Failed State“ wie in Somalia oder Afghanistan stehen kann. Diese „Privatisierung des Krieges“ machte das Engreifen neuer Akteure des Friedens erforderlich: Nicht mehr nur Könige, Präsidenten und Generale können Frieden herbeiführen, nein, immer stärker ist die Zivilgesellschaft gefordert. Und sie reagiert.

2. Die Friedensmacher

In jeder Krisenregion gibt es eine Vielzahl von Initiativen und Menschen aus der Zivilgesellschaft, die an einer friedlicheren Zukunft ihres Landes arbeiten. Die Reportagen von Peace Counts dokumentieren diese Friedensmacher. Sie haben Methoden entwickelt und in der Praxis getestet, auf die jeweiligen Konfliktursachen und -phasen angepasst. Eine kleine Auswahl macht das breite Spektrum ihrer Bemühungen und Erfolge deutlich.

Mediation und Suche nach Identität

Viele Palästinenser und jüdischen Israelis haben noch nie mit der jeweils anderen Seite gesprochen. In erzwungener oder selbst auferlegter Isolation pflegen sie ihr Feind- und Selbstbild. Wo könnte ein Treffen stattfinden? Wo fühlen sich beide Seiten sicher und verstanden? Die *School for Peace,* auf halbem Weg zwischen Tel Aviv und Jerusalem gelegen, organisiert seit bereits über zwanzig Jahren solche Treffen. Drei Tage lang sperren sich die Gruppen in einen Raum und diskutieren.

Gegründet hat die School for Peace die ehemalige Soldatin Nava Sonnenschein. Sie hatte im Jom-Kippur-Krieg von 1973 gekämpft, viele Freunde verloren und dann nach neuen Wegen für ihr Land gesucht. Im jahrelangen Praxistest hat sie herausgefunden, dass hart geführte Diskussionen stärker zur Revision von Vorurteilen anregen als die Suche nach Harmonie. Die Gruppen klammern deshalb politische Themen bewusst nicht aus. Die Methode der School for Peace hat Schule in Israel gemacht. Viele Mediatoren und Friedensaktivisten, die heute in den unterschiedlichsten Organisationen in ganz Israel arbeiten, haben sie erlernt.

Sicherheit

Immer wieder kommt es im Norden Nigerias zu Massakern zwischen Christen und Muslimen. In Jos vermitteln der Imam Muhammad Ashafa und der protestantische Pastor James Wuye

zwischen beiden Seiten. Sie haben ein Frühwarnsystem aufgebaut: Die Teams bestehen aus einer gleich großen Zahl von Christen und Muslimen, die sich bei den geringsten Anzeichen von interreligiöser Gewalt gegenseitig informieren. Beide haben einst selbst Milizen befehligt und selbst unter dem Konflikt gelitten: James wurde die rechte Hand im Kampf mit einer Machete abgehackt; Ashafa verlor seinen spirituellen Vater, einen Sufi-Weisen, den christliche Milizionäre in einen Brunnen geworfen und Steine auf ihn geschmissen hatten, bis er erstickte. Der Schmerz des Verlusts bindet beide Männer aneinander. Doch James und Ashafa ließen in einem langen Prozess der Versöhnung den Weg des Hasses hinter sich und gründeten das Interfaith Mediation Centre (IMC).

Bildung

Je heißer der Konflikt, desto schwieriger die Vermittlung zwischen beiden Seiten und desto diskreter müssen Friedensmacher auftreten. Der deutsche Mathematiker Peter Schwittek organisiert seit 20 Jahren Schulunterricht für Mädchen in Moscheen in Kabul und Umgebung. 5.500 Schüler sind es derzeit. Er ermöglicht seinen Schützlingen ein Mindestmaß an Bildung und Teilhabe am Leben. Sie werden gestärkt gegen die Manipulationsversuche der Taliban, deren wichtigster Verbündeter die Unwissenheit ist. Die Taliban haben Unterricht für Mädchen natürlich streng verboten, in Moscheen erst recht. Peter Schwittek aber findet unter gemäßigten Mullahs willige Verbündete. Sie wissen, dass ihr Land nur eine Zukunft hat, wenn die Bildungslücke zwischen dem modernen und dem traditionellen Afghanistan geschlossen werden kann.

Versöhnung

Die ruandische Gesellschaft ist nach dem Völkermord immer noch tief gespalten. Bis zu einer Million Menschen wurden im Jahr 1994 umgebracht. Dieudonné Manyankiko und seine Association Modeste et Innocent (AMI) unterstützen die damaligen Täter und die Überlebenden auf dem schwierigen Weg zur Versöhnung. Sie sollen in drei Schritten zueinander finden: Zuerst schreiben sie getrennt ihre Hoffnungen und Ängste auf. Dann tauschen sie das Geschriebene aus und lernen die Sicht der anderen Seite kennen. Am Schluss stehen die direkte Aussprache und der Entwurf gemeinsamer Regeln für das Zusammenleben. AMI veranstaltet außerdem Gewaltpräventionskurse für Polizisten und schult Freiwillige in der Betreuung von Traumatisierten. Ihre Maßnahmen sollen dazu beitragen, alte Wunden zu heilen und neue zu vermeiden. Es ist

der Versuch des Ausgleichs zwischen Gerechtigkeit für vergangenes Leid und Frieden für die Zukunft.

Überleben sichern und Empowerment

Der Tamile Narasingham hilft Witwen, Waisen und Schwerhörigen wirtschaftlich auf die Beine. Sie haben am meisten unter dem Bürgerkrieg in Sri Lanka gelitten. In Vavunyia baut Narasingham ganze Dörfer wieder auf, gründet Handwerksbetriebe, veranstaltet Geundheitstrainings, betreibt eine Schule für Gehörlose und eine Farm für ökologische Landwirtschaft. Die Offensive der singhalesischen Armee im Frühjahr 2009 gegen die Tamilischen Rebellen zwang auch Singham vorübergehend, sein Projekt an die Situation anzupassen: Er stellte in dieser Zeit auf Flüchtlings- und Nothilfe um.

Friedenszonen

„Friedenszonen" vereinen alle der oben genannten Aspekte der Friedensarbeit. In Bürgerkriegen gerät die Bevölkerung leicht zwischen die Fronten. Wenn sie nicht ewig auf die Einsicht der bewaffneten Gruppen warten will, muss sie ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Auf Mindanao, Süd-Philippinen, kämpfen seit vier Jahrzehnten muslimische Separatisten gegen die Zentralregierung. Dutzende Gemeinden haben „Friedenszonen" ausgerufen und die kämpfenden Parteien dazu gebracht, Sicherheitsgarantien zu leisten. In der Friedenszone Nalapa´an zum Beispiel wurde deshalb seit zehn Jahren nicht mehr gekämpft. Das Gefühl der Sicherheit hat das Leben der Bewohner deutlich verbessert: Christliche und muslimische Reisbauern bestellen nach Jahrzehnten des Misstrauens wieder gemeinsam die Felder; NGOs investieren in den Wiederaufbau und die Landwirtschaft; Kinder gehen ohne Angst zur Schule; es finden gar interreligiöse Dialoge zwischen Muslimen und Christen statt. Weitere Dörfer wollen in die Friedenszone integriert werden. Die treibende Kraft all die Jahre war der Pater Robert Layson. In unermüdlicher Pendeldiplomatie zwischen den Lagern der Rebellen und der Armee errang er die Sicherheitsgarantien. Er baute mit einem Stab von einem Dutzend Mitarbeitern das gegenseitige Misstrauen unter muslimischen und christlichen Dorfchefs in der Friedenszone ab. Nach einem Bombenattentat auf seinen Bischof war er Muslimen gegenüber verbittert. Als dann aber Tausende Flüchtlinge in seinem Konvent Schutz suchten, ließ ihn die Erfahrung des menschlichen Leids seine Ablehnung vergessen. „In jedem Menschen steckt ein guter Kern", pflegt er zu sagen.

Was die Friedensmacher eint

Bei aller Unterschiedlichkeit der Persönlichkeiten und Methoden der Friedensmacher fallen doch Qualitäten auf, die sie gemeinsam haben (s. Gleich 2005, S. 197 ff.):

- Friedensmacher haben eine **Vision / Utopie** entwickelt, wie Menschen unterschiedlicher Kultur, ethnischer Identität und Religion zusammenleben können. Sie entwickeln Konzepte für Machtteilung, Interessenausgleich und interkulturelle Kommunikation.
- Sie bringen **Fähigkeiten eines Unternehmers** mit, organisieren und verwalten Geld und motivieren Mitarbeiter.
- Sie können die **Ursachen eines Konflikts** analysieren. Sie wissen um Handlungen und Symbole, die andere als provokativ oder bedrohlich empfinden, und vermeiden sie.
- Friedensstifter sind **gute Netzwerker**. Sie arbeiten mit den unterschiedlichsten Akteuren zusammen, Kombattanten, Regierungsvertreter, Nichtregierungsorganisationen, Unternehmern und Friedensbewegte.
- Sie verfügen über **Frustrationstoleranz**, können Störungen und Rückschläge aushalten.
- Sie sind **kreativ und unkonventionell**, reagieren schnell auf veränderte Bedingungen und tun überraschende Lösungsmöglichkeiten auf.
- Friedensstifter verfügen über **Empathie**, sie können sich in die Denk- und Handlungsweisen, Zwänge und Interessen anderer Menschen einfühlen.
- Ihre **Glaubwürdigkeit** verdanken sie größtmöglicher Transparenz bezüglich der eigenen Motive und Fähigkeiten.
- Friedensstifter **kennen sich selbst**. Deshalb schätzen sie ihre Möglichkeiten realistisch ein, haben ihre Emotionen im Griff, sind zu Selbstkritik fähig. Aufgrund einer gefestigten eigenen Identität und ihrer Lebenserfahrung können sie sich konstruktiv mit anderen auseinandersetzen.

Teil II: Vom Mikro- zum Makrofrieden

Internationale Organisationen kennen das Problem, mit ihren Programmen und Projekten tatsächlich die Menschen an der Basis zu erreichen. Auch staatlichen Bürokratien misslingt das häufig, gerade in instabilen Gesellschaften. Die Friedensmacher befinden sich dagegen bereits direkt bei den Menschen. Ihre Hilfe ist höchst effektiv. Sie wirken auf ihr unmittelbares persönliches Umfeld in vielfältiger Weise: Sie sorgen für Kommunikation zwischen ver-

feindeten Gruppen, verbessern die wirtschaftliche Situation, eröffnen Bildungschancen, bereichern das kulturelle Leben, wirken durch ihr Charisma als Vorbild und prägen dadurch Werte und Haltungen wie den Respekt gegenüber Menschen anderer Ethnien oder Religionsgemeinschaften. Am einzelnen Beispiel lassen sich diese vielschichtigen Erfolge bei der Schaffung eines „Mikro-Friedens" aufzeigen.

Doch welche Bedeutung hat solch ein Mikro-Friede auf den gesamten Konfliktkontext, auf nationaler Ebene? Sind diese Friedensmacher aus der Zivilgesellschaft nur der Tropfen auf den heißen Stein? Muss sich die Bevölkerung doch wieder auf die Mächtigen verlassen, wenn die Waffen schweigen sollen?

Doch welche Bedeutung hat solch ein Mikro-Friede auf den gesamten Konfliktkontext, auf nationaler Ebene?

Die Friedensforschung hat statistische Verfahren entwickelt, um den Einfluss verschiedener Faktoren wie Rüstungsausgaben, Bruttoinlandsprodukt oder die Abhängigkeit von Rohstoffen auf das Kriegsrisiko zu messen. Zum Beispiel lässt sich nachweisen, dass der wichtigste gemeinsame Faktor von Ländern im Bürgerkrieg ein niedriges Bruttoinlandsprodukt ist. Doch solche statistischen Verfahren haben einen großen blinden Fleck. Die Autoren des Human Security Reports 2009/2010 schreiben:

„Fallstudien zeigen, dass Gefühle wie Angst, Hass, Demütigung, Rachlust, Ehrgefühl, Legitimitätsanspruch, Solidarität zentral für das Verständnis für die Gründe bewaffneter Konflikte sind. Aber sie werden fast vollständig von gängigen quantitativen Analysen ignoriert" (Human Security Project 2011, Kap. 2).

Friedens- und Konfliktforscher betonen, dass gesellschaftliche Institutionen unsere Werte und Haltungen nachhaltig prägen und ganz entscheidend unseren Umgang mit Konflikten beeinflussen (z.B. Pfaffenholz 2010, S. 390). Familie, Schule, Kirche oder Moschee können uns nachhaltig radikalisieren – oder uns zu toleranten Menschen gegenüber anderen religiösen oder ethnischen Gruppen machen. Genau an dieser Stelle arbeiten die Friedensmacher. Sie setzen ihren Einfluss und ihr Vorbild ein, um die Wertehaltung der lokalen Gemeinschaft im Sinne der Friedensförderung zu prägen und Strukturen zu verändern. Sie vollbringen täglich das diplomatische Kunststück, in regem Kontakt zu Menschen und

Genau an dieser Stelle arbeiten die Friedensmacher. Sie setzen ihren Einfluss und ihr Vorbild ein, um die Wertehaltung der lokalen Gemeinschaft im Sinne der Friedensförderung zu prägen.

Institutionen zu bleiben, deren Normen und Anschauungen sie durch ihr eigenes Beispiel gelegentlich auch infrage stellen. Dadurch verhindern sie ein weiteres Zerbröseln des zivilen Umgangs der Menschen untereinander und das Abdriften von Zivilisten zu bewaffneten Gruppen. Sie machen denen Mut, die sich aus dem Konflikt raushalten wollen, und verringern die Wahrscheinlichkeit einer weiteren Eskalation. Speziell in Nachkriegssituationen ist dieser Einfluss extrem wichtig, um ein erneutes Aufflammen der Kämpfe abzuwenden. Die weitere Entspannung der Lage hängt dann davon ab, wie viele Friedensmacher lange genug an ihrer Stelle arbeiten und wie gut sie sich mit Gleichgesinnten vernetzen, um aus den vielen Mikrofrieden einen Makrofrieden wachsen zu lassen.

So glaubt Pater Robert Layson daran, dass die vielen Friedenszonen auf Mindanao die Bereitschaft der Entscheidungsträger auf politischer und militärischer Ebene stärken, ein belastbares Friedensabkommen zu schließen. Er und andere Initiatoren von Friedenszonen sind über die Jahre in ständigem Telefonkontakt mit Präsidentenberatern für den Friedensprozess gestanden. So ein Glaube nährt sich auch aus der historischen Erfahrung des Sturzes von Diktator Marcos 1985 durch Massenproteste. Unzählige Initiativen der Zivilgesellschaft hatten sich in den Jahren zuvor gebildet und an diesem historischen Kulminationspunkt zu einer Massendemonstration in Manila vereinigt. Trotz des relativ geringen sozioökonomischen Entwicklungsniveaus der Philippinen weist das Land seither eine enorm starke, auf friedliche Konfliktbearbeitung ausgerichtete Zivilgesellschaft auf. Der Sturz des Tyrannen hat bereits zu einer deutlichen Verringerung von bewaffneten Widerstandsbewegungen auf den Philippinen geführt.

Der Beitrag einer einzelnen Initiative löst sich auch im Nachhinein für den Beobachter immer in der unendlichen Vielzahl unterschiedlicher Einflüsse und Bemühungen auf.

Solche kritischen Punkte in der Geschichte eines Landes sind natürlich nicht vorherzusagen. Der Beitrag einer einzelnen Initiative löst sich auch im Nachhinein für den Beobachter immer in der unendlichen Vielzahl unterschiedlicher Einflüsse und Bemühungen auf. Ihr Einfluss ist trotzdem wichtig, denn ohne die vielen kleinen Schritte wäre der Ausgang ein anderer gewesen.

Wollte man sie trotzdem statistisch erfassen, müssten Forscher jahrelang jeder kleinen Spur nachgehen. Sie müssten über öffentliche

Gelder bezahlt werden, vielleicht aus dem gleichen Topf, in dem dann weniger für die eigentlichen Friedensprojekte übrig bliebe. Man würde aus Sorge um die Erfassung der Wirkung die Wirkung selbst verringern. Das würde zu einer „soziologischen Unschärferelation" führen: Die Beobachtung des Objekts verändert dessen Energielevel.

Machen wir es uns deshalb leichter und lassen wir unsere Fantasie im Nebel der Unsicherheit Fakten schaffen: Zwei Szenarien spinnen auf Basis einer realen Situation fort, wie sich ein Mikrofriede auf die Makroebene auswirken könnte.

Szenario 1: Die Friedensmacher der Elite de Hip-Hop

Zu Beginn war von den jugendlichen Hip-Hoppern aus Medellín die Rede. Sie haben bereits aus einer Bewegung eine Organisation gemacht und erreichen über ihre Hip-Hop-Schule Hunderte von Kindern und Jugendlichen in der Comuna 13. Jugendliche sind zu Führungspersönlichkeiten geworden. Welche Wirkungen sind von der Mikroebene auf die Makroebene vorstellbar? Spinnen wir die Dynamik dieses Transformationsprozesses fort:

Die Jugendlichen der Elite de Hip-Hop erkennen, dass sich ihr Erfolgsmodell aus der Comuna 13 auch auf andere Problemviertel Medellíns anwenden lässt. Im Jahr 2013 entsteht gar ein Ableger der Elite in der Hauptstadt Bogota und in Cali. Auch dort spielt Hip-Hop eine große Rolle und ist als Magnet für engagierte Jugendliche geeignet.

Einzelne Unternehmer beeindruckt das Bemühen dieser Jugendlichen, ihr Leben verändern zu wollen. Sie sponsern die Hip-Hop-Schule mit Stipendien für die Lehrer. Über die Jahre legen sie ihre Scheu vor jugendlichen Bewerbern aus der Comuna 13 ab und lassen sie bei Vorstellungsgesprächen nicht länger abblitzen, nur weil die falsche Adresse auf dem Briefbogen steht. Dies trägt zu besseren Jobchancen und damit einem steigenden Lebensstandard in der Comuna 13 und anderen Vierteln bei.

Der Rapper X gelangt durch seine Songs zu nationaler Berühmtheit. Er singt in seinen Texten vom Leben in der Comuna 13 und von seinen Träumen für eine friedliche Zukunft. Medien interviewen ihn. Zum ersten Mal blickt die kolumbianische Mittel- und

Oberschicht hinter die Verbrechensstatistik solcher Viertel und nimmt von den Problemen und Hoffnungen solcher Jugendlicher Notiz.

Der musikalische Erfolg einiger Bands steigt manchem Jugendlichen zu Kopf. Sie verlangen so hohe Gagen bei Auftritten, dass Festivals abgesagt werden müssen.

Der musikalische Erfolg einiger Bands steigt manchem Jugendlichen zu Kopf. Sie verlangen so hohe Gagen bei Auftritten, dass Festivals abgesagt werden müssen. In den Versammlungen der Elite wird heftig diskutiert. Es setzt sich die Meinung durch, dass nach wie vor die Transformation des Konflikts und nicht das Geldverdienen im Vordergrund stehen muss. Einige Bands verlassen die Elite de Hip-Hop.

Jeison Castaño, der im Jahr 2011 noch den „politischen Ausschuss" der Elite de Hip-Hop leitete, wird nach fünf Jahren mit seinem Engagement unzufrieden: Er möchte dem Problem an die Wurzel. Solange der internationale Kokainhandel die kriminellen Gangs finanziert, wird es Waffen und Gewalt geben. Er gründet deshalb die NGO „Enough is enough". Sie macht sich auf nationaler Ebene für ein Umdenken in der internationalen Drogenpolitik stark. „Enough is enough" will nachweisen, dass die Drogenpolitik der kolumbianischen und der amerikanischen Regierung versagt hat. Seit Jahrzehnten trägt der „Drogenkrieg" zur Militarisierung Kolumbiens bei, hat das Angebot an Kokain nur verknappt, den Preis dadurch in die Höhe getrieben und immer neue Anreize zur Produktion von Kokain gesetzt. Jeison Castaño vernetzt sich international mit ähnlichen Initiativen aus Mexiko, den USA und Europa. Sie fordern die Legalisierung von Kokain in den Konsumentenländern, die schärfere Kontrolle leichter Waffen und die strafrechtliche Verfolgung von Militärs und Polizisten, die mit der Drogenmafia gemeinsame Sache machen. Eine liberalisierte Medienlandschaft in Kolumbien verleiht den Forderungen im Land eine große Plattform und ermöglicht die Veröffentlichung von Skandalen.

Jeison Castaño, mittlerweile zu bescheidener Prominenz in den Medien gekommen, tritt der ökologischen Partei Kolumbiens bei und wird deren drogenpolitischer Sprecher. Ihr Spitzenkandidat, Antanas Mockus, kann bei den Präsidentschaftswahlen 2016 den amtierenden Präsidenten ablösen, weil dieser seine Versprechen für mehr soziale Gerechtigkeit nicht eingelöst hat. Jeison Castaño

wird zum Berater des Präsidenten für dessen „Reforma General", die erstmals die soziale Ungleichheit in Kolumbien als Hauptursache für die vielen bewaffneten Konflikte in Kolumbien und die Anfälligkeit für Drogenkriminalität thematisiert.

Nach vier Jahren „Reforma General" sind auch auf dem Land Anzeichen eines wirtschaftlichen Aufschwungs zu spüren. Die Regierung Mockus kann Kokainbauern zur Substituierung ihrer Kokaproduktion durch subventionierte Produkte für den regionalen Markt bewegen. Die verbleibende Guerillatrupps haben massive Rekrutierungsprobleme. Die ENL hat sich ganz aufgelöst, die FARC ist auf 800 Mann zusammengeschrumpft. Zwangsrekrutierungen von Kindern und Jugendlichen nehmen zu.

Nach 20 Jahren ziehen tatsächlich Leute freiwillig in die Comuna 13: Die Luft ist dort am westlichen Rand Medellíns besser und es kommt kaum mehr zu Schießereien und Toten. Der Drogenkonsum in der Comuna 13 ist stark zurückgegangen, der Kampf um Einflusszonen war für die Drogenmafia mit zu hohen Kosten verbunden.

Szenario 2: Die Medien

Ausgangslage

Es klang in der Friedensutopie für die Comuna 13 an: Die Medien spielen eine zentrale Rolle bei der Transformation einer Gesellschaft. Sie können die Neigung zur militärischen Lösung von Konflikten verstärken oder abschwächen. Die Medien mögen bewaffnete Konflikte. Sie liefern starke Emotionen wie Angst, Hass, Sieg und Niederlage und die damit verbundenen Bildmotive. Die Darstellung von Antagonismen entspricht der menschlichen Faszination von dramatischen Handlungsverläufen. Krieg lässt sich auf einzelne wenige Ereignisse verdichten. Friede ist ein langwieriger Prozess.

Durch die Darstellung des Konflikts können ihn Medienmacher perpetuieren

Durch die Darstellung des Konflikts können ihn Medienmacher perpetuieren, Ängste immer wieder neu erzeugen, statt auf mögliche Lösungen hinzuweisen. Diese Zusammenhänge gelten sowohl für die Medien im Krisengebiet selbst wie für die Medien anderer Länder, die über die Krise berichten. Das Projekt Peace Counts setzt genau an dieser Stelle an. Es sucht Wege der Darstellung des gelungenen Friedens, die mit den Gesetzmäßigkeiten der Massenmedien kompatibel sind.

Zentrales Element der Dokumentationen sind die Friedensmacher. Sie sind Identifikationsfiguren für Leser, Hörer und Zuschauer. Sie machen Frieden anschaulich. Sie haben konkrete Lösungsvorschläge. Michael Gleich, der Gründer von Peace Counts, hat für Journalismus, der sich für Lösungen von Problemen interessiert, den Begriff des konstruktiven Journalismus geprägt. Ob bei Fragen des Umweltschutzes, der kulturellen Diversität oder des Friedens, *konstruktiver Journalismus* deckt ein Informationsbedürfnis des Medienpublikums ab, genauso wie Nachrichtenjournalismus oder *investigativer* Journalismus, der sich mit dem Aufdecken von Skandalen befasst.

Über die Medien lässt sich die Wirkung der Lösungsvorschläge vervielfachen: Sie sind nicht mehr nur ein Angebot an das direkte Umfeld des Friedensmachers, sondern beeinflussen im besten Fall die gesamte öffentliche Debatte über den richtigen Umgang mit Konflikten.

Wie gut die Friedensmacher als Rollenvorbilder funktionieren, beweisen auch die Workshops des Instituts für Friedenspädagogik Tübingen. Das Institut für Friedenspädagogik veranstaltet diese Workshops an deutschen Schulen und auch mit Multiplikatoren in den Krisenländern. Texte und Bilder von Peace Counts sind darin Grundlagen für Gespräche über Strategien zur Konfliktbearbeitung.

Personalisiertes Erzählen, das weiß jeder Journalist, ist stilistisch anspruchsvoller als das übliche Abfassen von Nachrichten oder Kommentaren. Um diese Kompetenz zu stärken, hat Peace Counts ein Ausbildungsprogramm in konstruktivem Journalismus für Reporter in Krisenregionen entwickelt. Es funktioniert in drei Schritten. Am Anfang führt ein Workshop in die Idee des konstruktiven Journalismus ein und bereitet eine gemeinsame Produktion von Reportagen über Friedensmacher vor. In einem zweiten Schritt werden Autoren, Fotografen, Radio- und Fernsehreporter ins Landesinnere auf Recherche geschickt und produzieren Texte, Fotos, Filme. Die Ergebnisse dienen als Grundlage intensiver Diskussionen in einem zweiten Workshop. Beim abschließenden dritten Schritt unterstützt Peace Counts die Teilnehmer bei der Veröffentlichung der Beiträge in den lokalen Medien und eigenen Formaten.

Am Anfang führt ein Workshop in die Idee des konstruktiven Journalismus ein und bereitet eine gemeinsame Produktion von Reportagen über Friedensmacher vor.

Ein Beispiel: Peace Counts en Côte d'Ivoire

Im Jahr 2009 initiierte Peace Counts ein Projekt mit ivorischen Fotografen und Journalisten, die gemeinsam zehn Reportagen über ivorische Friedensmacher produzierten.

Schritt 1: Zu Beginn des Projekts stand die Themensuche. Mithilfe von Elfenbeinküsten-Experten, der ivorischen Reporter und des Inputs zahlreicher internationaler und lokaler NGOs stand am Ende eine beeindruckend lange Liste mit Beispielen, die selbst die Themen-Zuträger überraschte und ein neues Licht auf den Beitrag der Zivilgesellschaft zur Stabilisierung des Landes warf.

Schritt 2: Recherchen im Landesinneren sind für ivorische Reporter eine Seltenheit. Ihr täglich Brot besteht darin, auf Pressekonferenzen zu gehen und aufzuschreiben, was eine politische Führungsfigur gesagt hat. Am nächsten Tag dann die Entgegnung dessen Widersachers. Berichterstattung über die Zivilgesellschaft findet kaum statt. Die zählt nicht viel. Dadurch wird wichtige Information nicht aufbereitet.

Dass der Reporter, der rausgeht und seine Geschichte sucht, im Vergleich zum Redakteur am Schreibtisch wenig gilt, lässt sich bereits an den Gehaltsstrukturen in Redaktionen ablesen: Der Redakteur verdient mehr. Reporter sind nur die Anfänger. Die gemeinsame Produktion durch Peace Counts zielt auch darauf ab, den Funken der Reportleidenschaft bei den Teilnehmern zu nähren und ihre Funktion wertzuschätzen.

Schritt 3: Für die Veröffentlichung der Reportagen wählte Peace Counts en Cote d'Ivoire ein traditionelles afrikanisches Format: Ein Erzähler fuhr durchs Land und erzählte auf öffentlichen Plätzen die Geschichten. Der Moderator Soul Oulai machte daraus eine fahrende Radio-Show und erreichte erstmals in dem zerrissenen Land die Kooperation zwischen verschiedenen Rebellensendern und dem Regierungssender RTI. Das Radio ist das wichtigste Medium in der Elfenbeinküste und anderen afrikanischen Ländern. So erfuhren auch die Analphabeten unter den Zuhörern (rund die Hälfte der Bevölkerung kann weder lesen noch schreiben) von den Methoden und Erfahrungen der Friedensmacher.

Für die Veröffentlichung der Reportagen wählte Peace Counts en Cote d'Ivoire ein traditionelles afrikanisches Format.

Das Projekt hatte Wirkungen auf der Makroebene, zum Beispiel wollte der Minister für Versöhnung die Friedensmacher kennenlernen. Die Arbeit der Friedensmacher wurde einem Millionenpublikum zu Gehör gebracht. Sie riefen nach der Ausstrahlung von Sendungen die Journalisten an und berichteten begeistert, dass ein Nachbar sie angerufen habe, der sie im Radio gehört habe … Journalisten wurde die Bedeutung von Themen aus der Zivilgesellschaft nahegelegt und die nötigen Techniken werden vermittelt, diese auch aufzubereiten. Optimalerweise setzen sich diese Journalisten in Zukunft aus eigenem Antrieb für solche Themen ein und lenken dadurch den Blick der Öffentlichkeit, der stier nach oben gerichtet ist, auch auf die Menschen an der Basis, die einen positiven Wandel herbeiführen wollen.

Es ist ein Medienszenario denkbar, das auf einem realen Vorhaben basiert: Der Radiomoderator Soul Oulai, der die Tour durch die Elfenbeinküste für Peace Counts geplant hat, möchte diese Art von konstruktivem Journalismus weiter betreiben und arbeitet an der Gründung des ersten politisch unabhängigen Radiosenders in der Elfenbeinküste: „Peace FM“. Das Land steht vor dem demokratischen Umbruch. „Peace FM“ will die Stimme der neuen Elfenbeinküste und damit auch die Stimme eines neuen Afrikas sein.

Die Medienutopie

Welcher Einfluss von Peace FM auf die Konfliktsituation in der Elfenbeinküste wäre denkbar?

Ein Zukunftsszenario kann so aussehen:

„Peace FM“ hat feste Programmplätze für die Berichterstattung über Friedensmacher. Sie werden zu Interviews ins Studio geladen, wenn sie anreisen können. Ein landesweites Netz von Korrespondenten produziert ansonsten Features über sie und sendet sie nach Abidjan. Damit gibt es in der Elfenbeinküste erstmals ein Massenmedium, das systematisch und regelmäßig über die Aktivitäten der Zivilgesellschaft berichtet und sie somit aufwertet.

Die Ausbildung dieser Korrespondenten gewährleistet Soul Oulai in Zusammenarbeit mit Peace Counts. Sie führen ein neues Format ein: Das Feature. Es ist aufwendiger zu produzieren, liefert aber

auch mehr Hintergrund-Informationen und ist besser geeignet, die Arbeit von Friedensmachern verständlich zu machen.

„Peace FM“ sendet auch ein buntes Unterhaltungsprogramm, das erstens sicherstellt, dass der Sender auch von vielen Ivorern gehört wird, und zweitens, dass sich der Sender über Werbeeinnahmen finanzieren kann und unabhängig bleibt – auch vom Tropf internationaler Geber.

Die Friedensmacher sehen sich in ihrer Arbeit bestätigt: Sie hören sich selbst im Radio, werden von Nachbarn und Freunden auf die Sendung angesprochen. Der Respekt vor ihrer Arbeit und das Wissen um ihre Methoden steigen und dienen Nachahmern als Inspiration. Die Zahl der Friedensmacher steigt.

Die breite Öffentlichkeit wird für das Thema der Konfliktbearbeitung sensibilisiert. Über die Beispiele der Friedensmacher, die sie im Radio hören, sensibilisieren sie sich für die Möglichkeit, mit Menschen einer anderen Ethnie, einer anderen politischen Überzeugung oder eines anderen Glaubens zusammenzuarbeiten und eine gemeinsame Basis zu finden. Es wird für politische Führer schwieriger, Ethnische, Politische oder Religiöse gegeneinander auszuspielen. Sie können nicht länger auf kritiklose Loyalität ihrer Anhängerschaft bauen, sie gar zur Gewalt gegen das jeweils andere Lager aufstacheln.

Die politische Klasse merkt, dass sie ihre Rhetorik auf eine aufgeklärtere Wählerschaft einstellen muss. Wahlkämpfe können nicht mehr rein über die Herabwürdigung anderer Ethnien geführt werden. Auch korruptes Verhalten wird riskanter: Das kritische Publikum verlangt Transparenz.

Die Elfenbeinküste wird wieder zu einer stabilen Demokratie. Ihre Entwicklung strahlt auf ganz Afrika aus.

„Peace FM“ sendet nicht mehr nur in der Elfenbeinküste, sondern in ganz Westafrika, und gibt damit der demokratischen und friedvollen Entwicklung dieser Länder ähnliche Impulse.

3. Gedanken zu Wandlungsprozessen

Der Sinologe Francois Jullien hat in seinem Buch „Die stillen Wandlungen“ sehr anregende Überlegungen über die Schwierigkeit in der europäischen Geistesgeschichte angestellt, Wandel zu begreifen. Platon als Ausgangspunkt nehmend, beschreibt er die wissenschaftliche Grundmethode, die Welt in Kategorien zu zerlegen, die abhängige von der unabhängigen Variablen, das „handelnde Subjekt“ vom Rest der Welt. Der „Wandel“ als solcher aber passe in keine Kategorie, er beschreibe immer „das Ganze“, das sich über unendliche viele kleine Schritte verändere. Sie seien so klein, dass sie uns gar nicht auffielen. Wir können einer Pflanze nicht beim Wachsen, dem Mensch nicht beim Altern zuschauen – nur zwei Zustände miteinander vergleichen und erstaunt feststellen, dass sie nicht identisch sind. Doch was ist in der Zwischenzeit geschehen? Echte Wandlung, schreibt Francois Jullien, vollziehe sich still. Selbst Revolutionen, von Historikern als einschneidende Ereignisse in der Geschichte eines Landes beschrieben, bewertet Francois Jullien lediglich als Indikatoren für die „stillen Wandlungen“, die sich unbemerkt bereits weitgehend vollzogen haben. Die Möglichkeit der Revolution war schon längst im Handeln der Menschen angelegt, der Versuch, sich ihnen zu widersetzen, hat sie nur gestärkt und zur Explosion gebracht.

Wenn ein bewaffneter Konflikt nach langer Zeit des Bürgerkriegs beigelegt wurde, dann haben wir es vielleicht mit einer stillen Wandlung zu tun, die unbemerkt hinter dem Getöse aus Kriegsrhetorik und Friedensverhandlungen stattgefunden hat und zu der wesentlich die Menschen beigetragen haben, die schon bereits zu Kriegszeiten die Möglichkeit eines umfassenden Frieden denken, fühlen und leben konnten.

Literatur

- *Gleich, Michael (2005): Die Friedensmacher. München: Hanser.*
- *Human Security Project (2011): Human Security Report 2009/2010. Oxford: Oxford University Press, Chapter 1.*
- *Münkler, Herfried (2010): Die neuen Kriege. Reinbek: Rowohlt, 4. Aufl.*
- *Paffenholz, Tania (Hrsg.) (2010): Civil Society and Peacebuilding. Lynne Rienner Publishers.*

Anmerkungen

1 Peace-Counts-Reportagen sind in zahlreichen namhaften Magazinen erschienen (Stern, El País Semanal, Focus, Chrismon, Brand Eins usw.), Zeitungen (NZZ, SZ, Frankfurter Rundschau usw.) und Radiostationen (der WDR hat eine Reihe mit 18 Halbstunden-Features gesendet).

2 Ein klassisches Beispiel ist die Gründung des Deutschen Reiches 1871 nach den Kriegen Preußens und seiner Verbündeter zuerst gegen Dänemark, dann gegen Österreich und den Deutschen Bund und schließlich gegen Frankreich.

3 Ein Essay von Michael Gleich über konstruktiven Journalismus findet sich unter: www.aja-online.org/de/aja/ueber-aja/der-teufel-traegt-prada/

4 Das Institut für Friedenspädagogik hat im Jahr 2009 eine Zwischenbilanz des Projekts *Peace Counts on tour* gezogen, die in einer Broschüre anschaulich und ausführlich die Methoden der Workshops geschildert werden: Peace Counts on Tour, Zwischenbilanz anlässlich der Verleihung des Peter-Becker-Preises für Friedens- und Konfliktforschung 2009, ISBN: 978-3-932444-49-4. Siehe auch www.friedenspaedagogik.de

5 Historiker beschäftigen sich längst auch mit Wandlungen, die stiller sind als Revolutionen. Zu nennen ist hier vor allem die Annales-Schule und die Arbeiten Fernand Braudels, der sich mehr für Strukturen als für die Ereignisse interessierte, mit denen Politik-, Diplomatie- und Militärgeschichte geschrieben wird.

Tilman Wörtz ist Chefredakteur von MUT. Als Journalist treibt ihn die Chance an, über mutige Menschen zu berichten, die sonst niemand kennenlernen würde.

Kontakt:
redaktion@mutmagazin.de

Entwicklungszusammenarbeit am Beispiel der Desert Flower Foundation

Heike Anna Koch

Weibliche Genitalverstümmelung, als solche in einer gemeinsamen Stellungnahme der WHO, UNICEF und UNFPA (1997) deklariert, bezieht sich auf alle Eingriffe, die die teilweise oder vollständige Entfernung der weiblichen äußeren Genitalien oder deren Verletzung zum Ziel haben, aus kulturellen, religiösen oder anderen gesellschaftlich bedingten und nicht-therapeutisch belegbaren Gründen. Es werden 4 Typen unterschieden:

- Typ 1 ist die häufigste Form: Herausschneiden der Klitoris (etwa 80 %).
- Typ 2 entfernt auch die Labia minora.
- Bei Typ 3 wird eine Infibulation, das Vernähen und Verengen der vaginalen Öffnung, vorgenommen (etwa 15 %).
- Typ 4 beschreibt das Einschneiden, Ein- oder Durchstechen der Klitoris und der Labien, Ausbrennen der Klitoris und des umgebenden Gewebes (WHO, 2000, Fact Sheet No 241).

Die Desert Flower Foundation mit ihrer weltweit bekannten Gründerin Waris Dirie kämpft gegen die weibliche Genitalverstümmelung (engl.: female genital mutilation = FGM) seit mehr als 20 Jahren und postuliert diese Gewalt an Mädchen und Frauen als Menschenrechtsverletzung und Verbrechen.

Waris Dirie wurde 1965 in der somalischen Wüste geboren und erlebte diesen Eingriff mit fünf Jahren. Auf der Flucht vor einer Früh-Verheiratung geriet sie nach London und wurde dort mit

1 www.desertflowerfoundation.org

18 Jahren von einem Star-Fotografen entdeckt. Ihre Arbeit als international bekanntes Model sah sie als Chance, auf dieses Verbrechen aufmerksam zu machen und sich für dessen Bekämpfung zu engagieren. Ihre Lebensgeschichte und ihren Entwicklungsprozess erzählt sie in Filmen und inzwischen zahlreichen Büchern (Dirie 2001, 2005, 2007).

Sie gründete 2002 eine Stiftung mit ihrem Namen, die 2010 in *Desert Flower Foundation* umbenannt wurde; derzeitiger Sitz ist Wien, international tätig in Englisch, Deutsch, Polnisch und Französisch. Ihre Haltung und ihre Botschaft sind klar und unumstritten: FGM ist ein Verbrechen und muss ausnahmslos bekämpft werden. Im Mittelpunkt steht Aufklärung: in den betroffenen Ländern in Ost-, West- und Nordafrika, Südostasien, dem mittleren Osten und seit der Immigrationswelle auch in Europa, Nord- und Südamerika, Australien und Neuseeland. Zusätzlich deklariert sie die Forderung nach juristischen Konsequenzen für Täter*innen und fordert psychosoziale Betreuung der Opfer.

Weltweit sind ca. 200 Millionen Frauen betroffen, laut UNICEF derzeit 30 Millionen Mädchen akut bedroht. Durch die Flüchtlingsströme sind etwa 500.000 Mädchen und Frauen in Europa betroffen. Den offiziellen Zahlen ist nicht zu trauen, da die Dunkelziffer weitaus höher liegt, was an der äußerst komplexen und kulturell bedingten Thematik liegt.

Die Traumatisierungen sind vielfältig und gravierend. Sie lassen sich einteilen in Trauma-Ereignis, Trauma-Reaktion, Trauma-Erfahrung und Trauma-Folgen (Strenge 2013). Und hier sei der Aspekt der Migration zusätzlich besonders berücksichtigt.

Das Trauma-Ereignis selbst stellt einen entwürdigenden gewaltvollen Akt dar.

Das Trauma-Ereignis selbst stellt einen entwürdigenden gewaltvollen Akt dar, an den die Mädchen mit der Lüge herangeführt werden, das rituelle Ereignis sei schmerzfrei. Doch in der Regel findet die Verstümmelung („Beschneidung“) ohne Narkose statt; nur in Städten und mit medizinischem Personal ist für eine Narkotisierung und vor allem Hygiene gesorgt. Den Mädchen wird außerdem gesagt, ohne die „Beschneidung“ seien sie keine wertvollen Mitglieder ihrer Sippe bzw. ihres Stammes. Das Ritual sei die Vorbereitung einer Hochzeit und vergleichbar selbiger. Durch

diesen Initiationsritus würden die Mädchen zu vollwertigen [weil heiratsfähigen] Mitgliedern ihrer Großfamilie. Noch vor 20 Jahren fand dieser Eingriff vor der Menarche statt. Heute passiert er vielerorts bereits im Säuglings- und Kleinkindalter, mit medizinischem Personal und unter Narkose. Diese Medikalisierung ist nicht unumstritten, verzögert sie doch eine radikale Abschaffung des Eingriffs – so die Gegner.

Die Mädchen werden ihrer natürlichen Weiblichkeit beraubt, ihr Lustempfinden wird erheblich beeinträchtigt und durch Infibulation die natürliche Keimregulierung gestört, was Entzündungen und Infektionen aller Art begünstigt, auch HIV. Die Einzelheiten der Verstümmelung bleiben ein Geheimnis. Die Mädchen dürfen nicht darüber sprechen, sie müssen ein Schweigegelübde ablegen. Eingebettet ist diese Prozedur in Festivitäten und ausgelassene Stimmung. Die Mädchen liegen alleine in ihrem Schmerz und alle anderen feiern. Dieses gesamte Geschehen stellt eine maximale Interferenz zwischen Erwartung und Erfahrung dar.

Bei der Trauma-Erfahrung liegt ein besonders tief greifender Aspekt in der Betrugs-Traumatisierung vor.

Bei der Trauma-Erfahrung liegt ein besonders tief greifender Aspekt in der Betrugs-Traumatisierung (Korn 2004) vor. Meistens nehmen nämlich Bindungspersonen wie Mütter, Großmütter und Tanten die schmerzhafte Verstümmelung vor, seltener auch Hebammen. Statt Schutz erleben die Mädchen, dass sie gerade ihren nahen Bindungspersonen ausgeliefert sind (Korn 2004). Zusätzlich verraten fühlen sie sich durch die Tatsache, dass eben diese Bindungspersonen feiern und die Mädchen in ihrem Schmerz alleinelassen. So erleiden die Mädchen zusätzlich ein Betrugstrauma (Freyd 1994/2008).

Das Schweigegelübde, das Stillhalten und „Tapfer"-Sein stehen im krassen Widerspruch zur Selbstwahrnehmung von Scham, Ohnmacht, Erniedrigung. Um zu überleben, um die Beziehung zur Bindungsperson nicht zu verlieren, bleibt den Mädchen als Trauma-Reaktion oft nichts anderes, als ihren eigenen Schmerz zu „verlachen", in eine peritraumatische Dissoziation zu rutschen.

Zu den Trauma-Folgen gehören auch die Erfahrungen, die geflüchtete Frauen in den Aufnahmeländern machen.

Zu den Trauma-Folgen gehören auch die Erfahrungen, die geflüchtete Frauen in den Aufnahmeländern machen. Viele leiden unter psychischen Folgen, aber auch unter physischen, wie verzögerte

Monatsblutungen, häufige Infektionen, Verletzungen im Genitalbereich sowie äußerst schmerzhaften Geburten mit möglicher Todesfolge für Mutter und Kind. Durch weltweite Aufklärungskampagnen in den letzten 20 Jahren ist die Bewusstheit über alternative weibliche Identität deutlich vergrößert, und die geflüchteten Frauen erleben in den Zielländern andere Lebensformen.

Und hier geraten die Mädchen und Frauen erneut in einen Traumaprozess. Ihre in ihren Heimatländern gelebte Identität – in ihren Augen die einzig mögliche – hat plötzlich keinen Wert mehr. Wieder das Gefühl von Ohnmacht, von Hilflosigkeit.

Bisher wissen Ämter, Behörden und Sozialeinrichtungen in Deutschland zu wenig über die mentale Verfassung dieser Frauen. Deshalb gibt es kaum kultursensible therapeutische Konzepte, die den Frauen tatsächlich helfen könnten. Hinzu kommt, dass das Thema in Europa zu wenig bekannt ist.

Waris Dirie betont, dass Bildung und Aufklärung und die damit verbundene ökonomische Unabhängigkeit in Afrika und Asien wesentliche Faktoren für eine Bewusstheit und Selbstbestimmung der Mädchen und Frauen sein können. Ihr Engagement greift an den Orten, wo Schulen entstehen oder wo mit den Verantwortlichen darüber verhandelt wird, ein Gesetz gegen FGM oder ein Verbot von FGM zu akzeptieren und im Gegenzug Unterstützung und Bildungsmaßnahmen anzunehmen (siehe desertflowerfoundation.org).

Darüber hinaus ist es zwingend notwendig, dass es in Europa Aufklärung an zentralen Stellen gibt, in Asyl-Ämtern, medizinischen Versorgungsstellen und kommunalen Organisationen, z.B. in Schulen. Außerdem sind Kontrollen und strafrechtliche Verfolgungen anzustreben. Eine Zusammenarbeit aller staatlichen Organe sollte das Ziel einer flächendeckenden Bekämpfung von FGM sein.

Die weltweite Aufmerksamkeit von FGM und vor allem der persönliche Einsatz von Waris Dirie zeigen Wirkung. Wenn beispielsweise noch 1995 überall in Afrika zu 71,4 % FGM praktiziert wurde, hatten 2017 nur noch 8 % der Mädchen unter 14 Jahren (British Medical Journal, 2017) unter FGM zu leiden.

Die betroffenen Mädchen und Frauen erleiden eine besondere Form der Posttraumatischen Belastungsstörung, eine auf Frauen bezogene, kulturell bedingte PTBS. Hierfür werden nicht nur interkulturell sensible Therapien benötigt, sondern auch Psychotherapien, die „zwischen den Kulturen" äußerst behutsam, auf ihren Hintergrund abgestimmt und individuell greifen.

Und hier könnte die Transaktionsanalyse ansetzen. Sie bietet etliche Möglichkeiten, den Mädchen Hilfe und Unterstützung zu bieten, präventiv wie kurativ.

Um weitere transgenerationale Transmissionen (es sind in der Regel die Mütter, die ihre Töchter dem Akt ausliefern) zu verhindern, sind meines Erachtens dringend Therapieangebote für alle Migrantinnen aus besagten Ländern notwendig. Und hier könnte die Transaktionsanalyse ansetzen. Sie bietet etliche Möglichkeiten, den Mädchen Hilfe und Unterstützung zu bieten, präventiv wie kurativ.

Für die Aufklärungsarbeit in afrikanischen und asiatischen Ländern könnten Mitarbeiter*innen besonders durch das Kommunikationsmodell geschult werden. Die diversen Transaktionen zwischen Mitarbeiter*innen von Hilfsorganisationen und Dorfbewohner*innen und Ansprechpartner*innen der jeweiligen Communities sollten analysiert und herausgearbeitet werden. Das Modell der parallelen, gekreuzten und verdeckten Transaktionen könnte sehr hilfreich sein für eine erhöhte Sensibilisierung auf beiden Seiten. Voraussetzung dafür ist die Bereitschaft aufseiten der Mitarbeiter*innen, die andere Kultur kennenzulernen. Ohne Einsicht in die komplexen Fäden langer kultureller Traditionen werden die Aufklärer*innen keine Chance haben. Insofern sind die besten Aufklärer*innen die Frauen, die selbst dieses Schicksal erleiden mussten, oder zumindest Menschen, die aus dem gleichen Kulturkreis stammen: afrikanische Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten.

In den Sozialstationen in Deutschland beispielsweise könnte den Mädchen und Frauen Enttrübungsarbeit angeboten werden. Dazu bedarf es entsprechend ausgebildeter Therapeut*innen. Gerade bei den Migrantinnen ist die Arbeit mit dem erweiterten Bezugsrahmen wichtig, und grundsätzlich ist Skript-Arbeit notwendig, sofern sehr behutsam gearbeitet wird. Hier sollte jede Art von Konfrontation vermieden werden. Da die Mädchen und Frauen Betrugs- und Betrayal-Traumata erfahren haben, die auf gestör-

te Bindungen hinweisen, wäre meiner Ansicht nach das Arbeiten mit dem beziehungsorientierten Ansatz nach Erskine und der bindungsorientierte Therapieansatz nach Brisch und Bowlby empfehlenswert.

Wie kann eine Entwicklungszusammenarbeit aussehen?

1) Schulung der Mitarbeiter*innen in zentralen medizinischen, kulturellen und bildungszentrierten Einrichtungen wie Schulen, Arztpraxen, Kliniken, Ämtern und in sämtlichen Sozialstationen aller Migrationsländer
2) Zusammenarbeit mit Aufklärer*innen in den betroffenen afrikanischen und asiatischen Ländern – nach speziellem Training mit kultur-sensiblen Kommunikationsmodellen (siehe z.B. Gloria Noriega)
3) Gemeinsame Entwicklung von Konzepten durch afrikanische und europäische Therapeut*innen
4) Absprachen und Verabschiedung von flächenübergreifenden internationalen Gesetzen und juristischen Maßnahmen bei Zuwiderhandlungen. Auch hier kann das Kommunikationsmodell der TA bei Supervisionen, Verhandlungen, Mediationen hilfreich sein.
5) Unterstützung bei Projekten und Aktionen der Desert Flower Foundation
6) Aufklärungsarbeit in den Medien, Hartnäckigkeit beim Posten von Nachrichten auf entsprechenden Blogs
7) Engagement bei/mit Ärzt*innen, die sich um eine Rekonstruktion der verletzten weiblichen Genitalien bemühen

Festzuhalten ist, dass es schon eine Reihe von Veröffentlichungen zu dem Thema gibt, sowohl in der Psychologie als auch bei den Kulturwissenschaften. Dennoch ist die Öffentlichkeit bisher zu wenig informiert und die Aufmerksamkeit in der Gesellschaft nicht genügend gegeben. FGM ist ein Verbrechen an Mädchen und Frauen weltweit und es lohnt sich zu kämpfen.

Literatur

- *Brisch, K.H. & Hellbrügge, T. (Hrsg.) (2003): Bindung und Trauma. Stuttgart: Klett-Cotta.*
- *Dirie, W. (2001): Wüstenblume. München: Schneekluth.*
- *Dirie, W. (2005): Schmerzenskinder. Berlin: Ullstein.*
- *Dirie, W. (2007): Brief an meine Mutter. Berlin: Ullstein.*

- *Freyd, J.J. (1994): Betrayal Trauma: Traumatic Amnesia as an Adaptive response to Childhood Abuse. Ethics & Behaviour, 4 (4), S. 307–329.*
- *Freyd, J.J. (2008): Betrayal Trauma. In: Reyes, G., Elhai, J.D. & Ford, J.D. (Hrsg.) Encyclopedia of Psychological Trauma. New York: J. Wiley & Sons.*
- *Korn, F. (2004): Geboren im großen Regen. Mein Leben zwischen Afrika und Deutschland. Reinbek: Rowohlt.*
- *Noriega, G. (2004): A Transgenerational Script. TAJ.*
- *Strenge, D.K. (2013): Traumatisierung durch weibliche Genitalverstümmelung. Trauma & Gewalt 7, Heft 4.*
- *Terre des Femmes (Hrsg.) (2003): Schnitt in die Seele. Weibliche Genitalverstümmelung – eine fundamentale Menschenrechtsverletzung. Frankfurt: Mabuse.*
- *Zahlreiche Veröffentlichungen der WHO, DGGG (Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe), MWIA (Weltärztinnenbund) u.a.*

Heike Anna Koch
in fortgeschrittener
Weiterbildung zur CTA-P

Afrika. Afrika? Von der Schwierigkeit, Haltung zu kommunizieren

Wie denken wir über andere, wie stellen wir andere sprachlich dar?

Entwicklungszusammenarbeit auf Augenhöhe

Jule Endruweit

Katharina Stahlenbrecher

Unter Helfen verstehen wir im transaktionsanalytischen Sinne, dem Gegenüber Fähigkeiten zuzutrauen, selbst zu denken, selbst zu entscheiden und selbst etwas zu tun, um sich letztendlich selbst zu helfen. Beim Retten dagegen halte ich das Gegenüber für hilflos und in gewisser Weise inkompetent und damit auf (meine) Hilfe angewiesen.

Seit Mitte des letzten Jahrhunderts gibt es Debatten um Entwicklungszusammenarbeit und die Frage, wie „richtig" zu helfen sei. Es gibt bei vielen Institutionen Verhaltenskodizes, welche Bilder genutzt werden, um sicherzugehen, dass Muster nicht vertieft werden. Und im transaktionsanalytischen Sinne: Worte und Bilder senden Signale, die andere veranlassen, sich zu entscheiden, ob sie Menschen(-gruppen) für o.k./o.k halten, und damit auch darüber, wie diese gesehen und (von anderen) im Weiteren behandelt werden.

Bilder erzeugen Haltungen und Gefühle, sie bestätigen oder irritieren Sehgewohnheiten (und auch Bezugsrahmen). Bilder laden ein, in Mustern zu denken bzw. Muster zu vertiefen oder infrage zu stellen. Sie können zum Beispiel Sehgewohnheiten und Erwartungen verstärken, die Schwarze (oder wie es von einigen formuliert wird: Menschen des globalen Südens) als Hilfsempfänger oder als Hintergrund für exotische Abenteuer sehen. Oder sie können für eine Normalisierung sorgen, indem sie Schwarze dabei zeigen, wie sie ihr Leben und ihre Versorgung in die Hand nehmen. Das heißt also: Wenn ich ein Bild zeige, entscheide ich, was ich transportieren will und welcher Eindruck in der Öffentlichkeit transportiert wird.

Ein Beispiel:

- Zeige ich „Einheimische“ bei ihrer Freizeit, bei Riten und Gebräuchen, bei der Arbeit?
- Zeige ich weiße Helfer bei ihrer Freizeit, bei Riten und Gebräuchen, bei der Arbeit?
- Und wenn ich beide zeige, zeige ich sie im gleichen Setting oder in unterschiedlichen Settings?

Wenn es der Anspruch ist, eine Entwicklungszusammenarbeit auf Augenhöhe zu zeigen, was ist dann eine entsprechende Darstellung? Zum Beispiel könnte Augenhöhe bei den Zuschauern dadurch entstehen, dass alle Beteiligten als autonome, aktive Subjekte dargestellt werden. Bilder von Arbeits- und Alltagssituationen Erwachsener, von Lehrer*innen, Erzieher*innen, Eltern, Ärzt*innen, von medizinischem Personal, von Verwaltungspersonal und „Staff“.

Die sprachliche Darstellung von Projekten oder Programmen

Fokus und Perspektiven

Auch die Perspektive, aus der Bilder gemacht werden, hat eine Wirkung:

- Zeige ich Menschen, die bedürftig sind, krank, verletzt oder hungrig?
- Zeige ich ein Kind, das „von unten“ in die Kamera blickt, oder eins, das in Normalperspektive aufgenommen ist?
- Zeige ich eines, das selbstbewusst und kreativ etwas tut, oder eines, das „brav“ tut, was gesagt wurde?
- Zeige ich ein gestelltes Bild oder eine Momentaufnahme?

Wenn ich über Entwicklungszusammenarbeit spreche, wähle ich aus, was ich berichte, und die Blickrichtung, aus der ich es tue. Außerdem benenne ich bestimmte Dinge und lasse andere weg. Diese verschiedenen Entscheidungen erzeugen wiederum Bilder bei den Zuhörern.

Wenn ich Entwicklungszusammenarbeit als Hilfe zur Selbsthilfe oder als Beitrag zur Autonomieentwicklung sehe und das transportieren will, benenne ich andere Dinge als ich es tun würde, wenn es mir darum geht, den Beitrag der Entwicklungshelfer*innen zu würdigen.

Zum Beispiel:

- Will ich informieren, Spenden akquirieren, aufrütteln?
- Gebe ich Auskunft über die Entstehung des Projekts und seine Strategie? In welcher Art informiere ich über die Entscheidungsfindung, in welcher Reihenfolge welche Nöte gelindert und welche Bedürfnisse befriedigt werden, und die Überlegung, wie damit Autonomie gefördert wird?
- Stelle ich die regionale Einbettung des Projekts dar? Und wie? Das könnte die Zusammenarbeit mit lokalen Behörden und Institutionen, Gremien oder Gruppen sein, bei der Entwicklung und Implementierung der Aktivität. Das könnte auch der Beitrag des Projekts zur Autonomieentwicklung (im TA-Sinne) und zur regionalen Entwicklung sein.
- Benenne ich die Unterstützung, die Schwierigkeiten und die Akzeptanz vor Ort? Wie?
  Dazu könnte ich erwähnen, welche Beiträge die Ortsansässigen leisten, zum Beispiel Ideen, Arbeitskraft, Grund und Boden.

Wortwahl

Wir nehmen an, dass kaum jemand auf die Idee käme, „in Europa" zu sagen, wenn er oder sie „in Deutschland" oder „in Berlin" meint. Im Zusammenhang mit Entwicklungshilfe heißt es häufig „in Afrika". Das blendet aus, dass Afrika ein Kontinent ist, der aus 55 unterschiedlichen Staaten besteht, die sich in Regierungssystem, Staatsform, Fläche, Einwohnerzahl, BIP, Bevölkerungsdichte und -zusammensetzung, Sprachen etc. unterscheiden. Von „Afrika" zu reden, wenn ein spezifisches Land oder eine Region gemeint ist, nivelliert diese Unterschiede und konstruiert ein Bild, demzufolge die Unterschiede zwischen Ländern oder Landstrichen in Afrika weniger wichtig sind als in Europa.

Ein Beispiel dafür, welche Wirkung einzelne Worte haben können: Spreche ich von Spenden, wenn es eigentlich darum geht, Waren oder Dienstleistungen zu verkaufen, wird der Kauf-Akt (= Tausch guter Ware gegen gutes Geld) in einen Akt der Wohltätigkeit und Rettung verwandelt. Die Produzent*innen werden so sprachlich um ihre Ebenbürtigkeit als Handelspartner*innen und Hersteller*innen gebracht.

Überprüfung der eigenen Reaktion auf Darstellungen

Wenn wir die Erfahrung machen, dass Menschen ihre Aktivität mit anderen Bildern darstellen, als wir erwarten, vermuten wir: Sie sehen und bewerten anders als wir, haben also einen anderen Bezugsrahmen. Wie gehen wir selbst damit um, wenn wir etwas hören und sehen, das vermeintlich unseren Werten und/oder Vorstellungen entgegenläuft?

Wie können wir reagieren?

Manchmal sind wir politisch und moralisch empört. Diese Empörung aber gerät ins Verfolgerische und entspricht nicht einer O.k.-o.k.-Haltung:
„Verurteilung" (Jucker 2001) verweist auf eine O.k.-nicht-o.k.-Haltung und ermöglicht folglich keinen Dialog auf Augenhöhe. Also haben wir überlegt, wie wir uns in einer solchen Situation stabilisieren, um uns ins O.k.-o.k zu bringen. Dazu benutzen wir unsere „Enthomogenisierungstabelle" und die entsprechenden Fragen (Endruweit & Stahlenbrecher 2016).

Was übersehen wir?

Wir erleben nur die Darstellung von etwas, über das geschrieben, berichtet oder referiert wird. Uns begegnet nicht das Projekt oder die Arbeit selbst, sondern die Darstellung. Wenn wir uns nur über die Darstellung aufregen, blenden wir auch das Engagement und die Begeisterung der Beteiligten aus. Vielleicht übersehen wir, dass es einen Veranstaltungstypus gibt, der eine eigene Formsprache entwickelt hat, und dass es schwer ist, die Erwartungen an eine solche Formsprache zu enttäuschen. Hat ein Redebeitrag zum Beispiel Spendensammeln zum Ziel, mag es schwerfallen, Blickgewohnheiten zu irritieren, denn man möchte ja Spenden haben.

Ist es überhaupt ein Problem?

Ja, weil wir dann das Gegenüber nicht wertschätzen und uns damit dem Dialog verschließen. Wie machen es andere? Wir haben an unseren Workshop gedacht: Nach den vier Reifegraden der Diversität[1] ist nur die höchste wirklich im O.k.-o.k.: der Dialog. Also ist es eine gute Idee, in einen Dialog über die Darstellung, Präsentation und Beschreibung einzusteigen: Die unterschiedlichen Sicht- und Denkweisen festzustellen und gemeinsam für beide Seiten den Bezugsrahmen zu erweitern.

1 Die vier Reifegrade der Diversität: 0. Diskriminierung, 1. Toleranz, 2. Akzeptanz, 3. Dialog

In solchen Fällen ist es uns wichtig, unser Unbehagen anzusprechen – je nach Kontext und Rolle – und in die Konfrontation (beide Male nach Jucker) zu gehen und in den Dialog. Wir wollen gemeinsam überlegen, wie eine O.k.-o.k.-Haltung im entwicklungspolitischen Kontext und bei der Spendenakquise dargestellt werden kann. Wir wollen auch in den Dialog über die Frage gehen, wie wir im O.k.-o.k. unsere Wahrnehmung der Darstellung formulieren können.

Literatur

- *Berne, Eric (1964): Spiele der Erwachsenen, Reinbek bei Hamburg 2004.*
- *Endruweit, J.& Stahlenbrecher K. (2016): Kartons im Kopf. In: Raeck, H. & Lohkamp, L. (Hrsg.): Tore und Brücken zur Welt. Lengerich: Pabst, S. 90–92.*
- *Endruweit, J.& Stahlenbrecher K. (2018): TA meets Diversity – Crossover im Beratungsalltag. In: Sejkora, K. (Hrsg.): Eric Berne trifft Sigmund Freud. Lengerich: Pabst, S. 61–68.*
- *Jucker, Richard (2001): Vertragsarbeit im Lichte der Grundpositionen. Ein Modell der Selbstreflexion. ZTA 1-2, S. 30–41.*
- *Karpman, Stephen (2016): Ein Leben ohne Spiele. Weilheim: Process Training and Consulting.*
- *http://venro.org/uploads/tx_igpublikationen/Kodex_Kinderrechte_2Auflage_v01.pdf vom 20.09.2018*
- *https://www.glokal.org/wp-content/uploads/2017/02/Die-Spitze-des-Eisbergs_e-pub_final.pdf vom 27.09.2018*

Jule Endruweit,
Diplom-Politologin,
Lehrende und Supervidierende Transaktionsanalytikerin unter Supervision im Bereich Organisation (PTSTA-O)
Katharina Stahlenbrecher,
Diplom-Theologin, Studium Managing Gender and Diversity, Mediatorin (M.M.)

Kontakt: info@intaqt.de

Der schlafende Riese.

Andreas Eckert im Gespräch mit Uschi Entenmann[1]

Jahrhundertelang wurde Afrika von Europa ausgeplündert. Inzwischen besinnt sich der „schwarze" Kontinent auf seine Stärken. Andreas Eckert, Professor der Geschichte Afrikas, zeigt, wie wir den Afrikanern helfen sollten, sich selbst zu finden

Herr Professor Eckert: Wenn von Afrika die Rede ist, fallen immer wieder Begriffe wie Hunger und Epidemien, Krieg und Korruption. Die Frage drängt sich auf: Ist Afrika noch zu retten?
Wir dürfen nicht in die Falle tappen, den Kontinent mit ein paar Schlagworten zu charakterisieren. Allein südlich der Sahara gibt es 49 Länder, riesengroße und winzige, ressourcenreiche und -arme. Noch vielfältiger sind die kulturellen Unterschiede: In keinem anderen Kontinent gibt es so viele Religionen und Sprachen.

Wieso hören wir dann Afrika-Experten immerzu nur klagen?
Viele kennen nur einzelne Staaten und verallgemeinern. Wäre ich Kongo-Experte, hätte ich auch ein düsteres Bild. Und das Problem bei Journalisten ist: Sie sitzen in Johannesburg oder Nairobi und berichten über den gesamten Kontinent. Was es in die Medien schafft, sind meist die Katastrophen.

Andreas Eckert

Bleiben wir beim Stichwort Korruption: Ist sie Afrikas größtes Problem?
Ich will die Korruption nicht kleinreden, aber einordnen. Wir alle machen mit. Wer Rohstoffe aus Afrika bezieht, beteiligt sich intensiv daran. Diamanten, Gold, Kupfer – die Macht in Afrika basiert auf dubiosem Handel. Der Abbau von Coltan im Kongo ist

1 Ursprünglich erschienen im „MUT Magazin für Lösungen" 10/2018.

ein Beispiel, ebenso das Öl in Nigeria und Angola. Europäischen Konzernen ist es egal, ob dort Steuern gezahlt werden. Dieser Egoismus zieht sich quer durch alle Schichten und Länder. So wird Korruption zur Überlebensstrategie. Uns muss klar sein: Wenn in Afrika europäische Umwelt- und Sozialstandards eingeführt würden, wären viele unserer Produkte sehr viel teurer.

So wird Korruption zur Überlebensstrategie.

Wie kann man das aufbrechen?
Wir müssten die rohstoffreichen Staaten Afrikas verpflichten, ihre Bevölkerung am Reichtum zu beteiligen. Aber die internationalen Diamanten- oder Ölkonzerne wollen Profit schöpfen. Unter unmenschlichen Bedingungen.

Gibt es auch Staaten, in denen sich ein Wandel zu mehr Demokratie und sozialer Gerechtigkeit anbahnt?
Das kleine Botswana ist vergleichsweise stabil, ebenso Ghana, wo schon seit dem 19. Jahrhundert eine Elite an Bildung als gesellschaftlichen Wert festhält. Selbst unter dem Militärregime von Jerry Rawlings wurden Korruption und Misswirtschaft bekämpft. Auch im Senegal gibt es eine politische Konstellation aus mehreren Parteien und Amtsinhabern, die nicht an ihrer Position kleben.

Wagen Sie es, eine Prognose für die Länder der Subsahara zu stellen?
Das wäre in der Tat ein Wagnis. Nehmen Sie Ruanda. Anfang der 1990er sagte jeder Afrika-Experte, das Land sei die Schweiz Afrikas. Doch kurz danach passiert dort einer der schlimmsten Völkermorde des 20. Jahrhunderts. Die Konstellationen in Afrika sind komplex. Kenia ist politisch unberechenbar, aber die Weltbank verspricht sich viel von der neuen Mittelklasse, die sich nicht mehr von staatlicher Willkür drangsalieren lassen will.

Nehmen Sie Ruanda. Anfang der 1990er sagte jeder Afrika-Experte, das Land sei die Schweiz Afrikas.

Bleibt das Problem der Überbevölkerung. Ein Beispiel ist Nigeria. Dort lebten Mitte der 1960er-Jahre rund 40 Millionen, heute sind es mehr als viermal so viele. Kann so ein Kontinent auf sozialen Fortschritt hoffen?
Bis in die 1960er-Jahre hatten die Kolonialherren das Problem, Arbeitskräfte zu finden, Afrika war unterbevölkert. Heute ist das anders. Kinderreichtum ist ein Armutsproblem. Aber auch eines der Bildung und der Geschlechterhierarchien.

Was hat Kinderreichtum mit Bildung zu tun?
Viel. Denn noch immer preisen Patriarchen in abgelegenen Dörfern Kinderreichtum als Segen, die Folge sind dreizehnjährige Mütter, die kaum Chancen auf Bildung und Beruf haben. Bisher ist Afrika von allen Kontinenten am wenigsten verstädtert, aber auch der Erdteil mit der höchsten Landflucht. Die Menschen fliehen in die Städte, weil sich die Wüsten ausbreiten und weil ihnen das urbane Leben Bildung und Wohlstand verspricht.

Wo können wir ansetzen?
Wir sollten etwa aufhören, mit hoch subventionierten EU-Agrarprodukten die Märkte in Afrika zu überfluten.
Wir sollten etwa aufhören, mit hoch subventionierten EU-Agrarprodukten die Märkte in Afrika zu überfluten. Lokale Produkte sind nicht mehr wettbewerbsfähig. Ein Unding, dass Afrikaner Hähnchen aus Deutschland essen. Europa lässt Afrika im Welthandel außen vor. Auch der große Reformator Emmanuel Macron wird beim Thema Agrar-Subventionen zurückhaltend. Landwirtschaft ist eine heilige Kuh, keiner will sich mit den Bauern anlegen. Afrikanische Staaten sollten Importzölle erheben. Damit fängt es an.

Agrarexperten empfehlen, Infrastrukturen aufs Land zu bringen: Wegenetze, Wasser, Strom …
Stimmt, die ausländischen Investitionen ins Straßen- und Eisenbahnnetz betreffen bisher weitgehend Regionen, in denen es Rohstoffe zu holen gibt. China zum Beispiel investiert ausschließlich in ein Verkehrsnetz, das allein seinen Zwecken dient. Das bringt ländlichen Regionen kaum etwas.

Ist China auch Vorreiter beim Landraub?
China hat viele Milliarden in den Kauf großer Agrarflächen investiert, um langfristig die eigene Bevölkerung ernähren zu können.
Land Grabbing ist bittere Realität. Und es sind nicht nur die Chinesen, sondern internationale Konglomerate, die sich Land unter den Nagel reißen. China hat viele Milliarden in den Kauf großer Agrarflächen investiert, um langfristig die eigene Bevölkerung ernähren zu können. Viele Afrikaner sind deshalb nicht gut auf die Chinesen zu sprechen. Aber dass wir Europäer die Chinesen kritisieren, verstehen sie nicht: Ihr habt es zur Kolonialzeit doch viel schlimmer getrieben und uns schließlich als hoffnungslosen Fall im Stich gelassen. Nun stößt China in die Lücke.

Wie können wir Europäer es besser machen?
Die Entwicklungshilfe ist bei uns im Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit angesiedelt, das heißt im Klartext: Sie soll in erster Linie deutsche Exporte fördern, ist also nicht gerade selbstlos. Lediglich in den 1960er-Jahren kam ein humanitärer Aspekt ins Spiel, verkörpert durch den damaligen Minister Erhard Eppler. Nach seiner Amtszeit wurde die Entwicklungshilfe wieder primär zu einem Geschäft. Doch einfach mit ihr aufzuhören ist keine Lösung. Die Afrikaner sind in ein kompliziertes Netzwerk ökonomischer Abhängigkeit eingebunden. Dass man sie von heute auf morgen autark walten lassen könnte, ist blauäugig.

Hätten Sie die Machtbefugnis eines globalen Entwicklungsministers, was würden Sie tun?
Ich würde administrative Strukturen verbessen, Brunnen bauen, alternative Anbaumethoden einführen. Aber auch mit dem rassistischen Vorurteil vom sogenannten „faulen Neger" aufräumen. Afrika ist unser Nachbarkontinent. Ein Umgang auf Augenhöhe wäre angebracht. Aber wir beuten Afrika auch heute noch massiv aus. Ich weigere mich allerdings zu sagen, unsere Welt sei halt neokolonial und deshalb leide Afrika. Das ist zu simpel. Afrika ist nicht das ewige Opfer und der Rest der Welt der ewige Schurke. Die Sache ist komplizierter.

Afrika ist unser Nachbarkontinent. Ein Umgang auf Augenhöhe wäre angebracht.

Aber es gibt sie doch, diese Ungerechtigkeiten!
Klar. Dazu noch Zynismus. Die Weltbank sagt, afrikanische Produzenten sollen ihre Waren auf dem freien Markt verkaufen, doch die werden hierzulande mit hohen Zöllen belegt. Deutsche Produzenten können ihre Waren in Afrika relativ zollfrei loswerden.

Wie sieht Ihre Vorhersage als Historiker für Afrika aus?
Ich bin nicht nur pessimistisch. In manchen Ländern sind 70 Prozent der Einwohner jünger als 30! Das ist einerseits ein Grund zur Sorge, es gibt einen Mangel an adäquaten Arbeitsplätzen für eine immer besser ausgebildete Jugend. Zugleich gibt es zahlreiche Künstler, Wissenschaftler und Schriftsteller, die global unterwegs sind. Manche Staatsregierungen haben sich als stabil erwiesen, dort bildet sich eine demokratische Kultur. Dass alle ihr Heil bei uns suchen wollen, dieses Bild trügt. Viele wollen im eigenen Land

anpacken. Ein regelrechter Trend wird sichtbar, viele sagen: Wir verändern hier was.

Immer noch als Entwicklungsminister – wie würden Sie das bewerten?
Ich würde anerkennen, dass manche afrikanische Universitäten Spitzenforschung betreiben. Es gibt international sichtbare Leuchttürme. Ich würde mich für Pressefreiheit einsetzen. Für Demokratie. Das ist eine klassische Aufgabe für politische Stiftungen: Gewerkschaftler und Journalisten ausbilden, schützen und unterstützen.

Wären Sie Präsident in einem afrikanischen Land, was würden Sie tun?
Grundsätzlich würde ich Bildungsprojekte vorantreiben, die Region ökologisch auffrischen und vor allem nicht nur auf Rohstoffabbau abzielen, sondern auf die gesamte Wertschöpfungskette. Ich würde Agrarentwicklungen fördern und darauf dringen, alle Produkte im Land zu verarbeiten. Die Industrialisierung möchte ich vorantreiben und die Ausbeutung eindämmen.

Statt den Kontinent auszubeuten, könnte Europa denn von Afrika profitieren?
Afrika ist einer der bevölkerungsreichsten Kontinente mit den meisten Rohstoffen, politisch-strategisch wichtig. Es ist eine Weltregion, über die sehr viele Vorurteile im Umlauf sind, ein Kontinent, der bisher eigentlich kaum einen interessiert, es sei denn, seine Bewohner wollen zu uns. Europa und Afrika sind historisch miteinander verflochten. Das birgt auch Chancen.

Was können wir von Afrika lernen?
Die Geschichte Afrikas ist die Geschichte von Menschen, die unter sehr schwierigen Bedingungen kreativ überlebt haben. Das verdient Respekt. Ebenso die Fähigkeit zur Integration. Nicht zum Vergessen, aber zum Verzeihen. Nelson Mandela, der dieses Jahr 100 geworden wäre, ist ein gutes Beispiel. Er war 27 Jahre im Gefängnis, erlebte eine menschenverachtende Politik und entschied sich trotzdem später gegen einen Weg, der zum Bürgerkrieg geführt hätte. Er war ein Politiker mit Weisheit und Integrationskraft.

Und nun? Tritt jetzt eine neue Generation an, die ein anderes Afrika gestalten möchte?

Der Kolonialismus ist Geschichte und die ältere Generation ist weg. Für die Jungen ist dieses moralische Ding nur Ballast. Sie wollen die Kolonialzeit nicht ausblenden. Aber sie möchten sich auch nicht mehr nur aus dem Befreiungskampf heraus legitimieren. Sie versuchen, die tief verunsicherte, verarmte, perspektivlose Gesellschaft mitzureißen. Es gibt Hinweise auf eine neue Politikergeneration, die sich durchsetzen kann. Wir sollten sie darin unterstützen.

Für die Jungen ist dieses moralische Ding nur Ballast. Sie wollen die Kolonialzeit nicht ausblenden.

Gibt es Bewegungen, die diesen Prozess unterstützen können?

Es gibt die Afrikanische Union, sie ist keine Heldengeschichte, ist nicht effektiv, hat aber eine Struktur. Aber wir sehen es ja in der Europäischen Union, wie schwierig es ist, unterschiedliche Staaten unter einen Hut zu bringen. Es gab große Erwartungen an Barack Obama, letztendlich hat er enttäuscht, weil er sich nicht für Afrika interessiert hat. Unter Donald Trump gibt es Afrika gar nicht. Umgekehrt sind Europa und Nordamerika für afrikanische Eliten nicht mehr das Nonplusultra. Heute schicken afrikanische Familien der Oberschicht ihre Kinder verstärkt nach Singapur, Hongkong oder Abu Dhabi, nicht mehr nur nach Oxford, Paris oder Princeton.

Barack Obama hat enttäuscht, weil er sich nicht für Afrika interessiert hat. Unter Donald Trump gibt es Afrika gar nicht.

Wie geht es weiter?

Afrika war der Champion des Wirtschaftswachstums, als der Ölpreis hoch war. Aber das hat sich nicht in Arbeitsplätzen niedergeschlagen. Trotzdem gibt es Indikatoren dafür, dass es vielen Afrikanern besser als früher geht. Weniger Analphabeten. Weniger Kinder, die sterben. Weniger Malariatote. Das macht Mut.

Prof. Dr. Andreas Eckert, Professor für die Geschichte Afrikas an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Uschi Entenmann ist Journalistin und seit 1990 Autorin bei „Zeitenspiegel Reportagen“, davon die ersten vier Jahre als Korrespondentin in Havanna. Sie ist Chefredakteurin von „Landluft Remstal“ und „MUT Magazin“.

Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungszusammenarbeit

Ein Erlebnisbericht aus Tansania

Norbert Berggold

Ein neues Kapitel in unserem Leben sollte beginnen …

„Das ist etwas für dich!“, sagte mir ein Freund im Sommer 2013, nachdem er in Tansania für die Charity-Organisation „Africa Amini Alama“ (AAA) die Wasserqualität des Hilfsprojektes in Momella nahe Arusha geprüft hatte. Meine Frau und ich nahmen mit der Organisation Kontakt auf und informierten uns über deren Arbeit.

Christine Wallner und ihre Tochter Cornelia Wallner-Frisee erzählten uns, sie hätten eine Krankenstation, ein Waisenhaus und zwei Primary-Schools mit ihrem eigenen Geld aufgebaut und seien dabei, die Projekte weiterzuentwickeln, und zwar in enger Zusammenarbeit mit der ortsansässigen Bevölkerung. Wir wollten mithelfen, hörten von der „One-Dollar-Brille“, die ein deutscher Lehrer entwickelt hat. Sie besteht aus einem leichten, flexiblen Federstahlrahmen und wird von den Menschen vor Ort selbst hergestellt und verkauft. Die Materialkosten belaufen sich auf rund einen US-Dollar pro Brille. Wir ließen uns anlernen, kauften das Gerät, mit dem diese Brillen hergestellt werden, und Material für 500 Stück. Dann flogen meine Frau und ich nach Tansania, Airport Kilimandscharo. Ein neues Kapitel in unserem Leben sollte beginnen …

Wir waren noch nie in Schwarzafrika und sind daher neugierig, wie es dort zugeht. Um 02:00 Uhr in der Nacht landen wir in Tansania. Hundemüde steigen wir aus dem Flieger – die Einreise ist mühsam und langwierig. Vor dem Flughafengebäude erwartet uns der Driver mit seinem Geländeauto. Wir fahren zwei Stunden nach Momella, zuerst kurz auf einer Asphaltstraße, doch schon bald biegen wir auf eine Schotterstraße ab. Die Straßenbeleuchtung lassen wir hinter uns. Uns ist etwas mulmig zumute. Der

Driver ist freundlich, spricht Englisch, aber wenig – er muss sich auf die Straße konzentrieren. Immer wieder tauchen im Lichtkegel der Autoscheinwerfer Menschen auf, die Lasten auf ihren Köpfen tragen. Für uns ein ungewöhnlicher, fremder Anblick.

Bald kommen Gedanken wie: Sind wir hier passend? Was uns wohl erwartet? Es ist etwas unheimlich. Freuen sich die Leute auf uns, was erwarten sie sich, was erwarten wir uns von dieser Reise? Wie sollen wir diesen Menschen begegnen, wie werden sie uns begegnen? – Wir sind nun auf einem fremden Kontinent, in einem fremden Land mit einer Kultur, die wir noch nicht kennen.

Wir sind nun auf einem fremden Kontinent, in einem fremden Land mit einer Kultur, die wir noch nicht kennen.

Den ersten Tag erleben wir mit gemischten Gefühlen. Christina und Cornelia, die bereits seit vier Jahren hier in Momella leben, nehmen uns freundlich auf und zeigen uns die Krankenstation und die Schulen. Überall Menschen, die uns verhalten freundlich begegnen.

Ein junger Augenarzt, ein Tansanier, erwartet uns schon. Als wir ihm das Gerät zur Herstellung der Brillen erklären, ist mir bald klar: Er ist viel geschickter als wir und versteht sehr rasch, wie die Brillen herzustellen sind. Und immerhin: Wir kennen jetzt einen Menschen persönlich.

Bald wird uns klar: Entweder wir lassen uns voll in das Abenteuer ein und verbringen die vier kommenden Wochen gemeinsam mit den Einheimischen oder wir machen Safari, bewundern die herrliche Gegend mit den wilden Tieren und fliegen wieder heim. – Ein schönes Erlebnis, eine interessante neue Erfahrung, das war's dann. Wir entscheiden uns für Ersteres. Wir leben mit den Einheimischen, besuchen die Schulen – meine Frau ist Lehrerin – und lernen immer mehr Menschen persönlich kennen.

An einem Sonntag besuchen wir eine Massai-Messe mitten in der Steppe. Eine Holzbaracke von fünf mal acht Metern dient als Kirche, vor der sich nach der bunten, lauten und fröhlichen Zeremonie die Menge versammelt. Wir kommen mit dem Pastor ins Gespräch, der uns berichtet, dass in dieser Baracke unter der Woche „Schule" stattfinde. 140 Kinder werden eng nebeneinandergesetzt und von 08:00 Uhr bis 12:00 Uhr „unterrichtet", ohne Lehrmittel.

140 Kinder werden eng nebeneinandergesetzt und von 08:00 Uhr bis 12:00 Uhr „unterrichtet", ohne Lehrmittel.

Bis zu drei Stunden Fußweg nehmen die Fünf- bis Zehnjährigen auf sich, um in die Schule gehen zu dürfen. Essen gibt es keines, da fehlt es am nötigen Geld.

Die Eltern der Kinder bitten uns um Hilfe. Wir setzen uns mit ihnen zusammen und vereinbaren: Die Eltern machen Feuer, bereiten den Maisbrei vor und verteilen ihn an die Kinder, wir finanzieren das Kochgeschirr, den Mais und den Zucker. Wie sich zeigen wird, klappt das vorzüglich. Die Kinder bekommen von diesem Zeitpunkt an eine warme Mahlzeit pro Schultag. Und zwei Jahre später werden es schon zwei warme Mahlzeiten sein …

Dann vereinbaren wir mit den Massai, drei alte verfallene Kolonialhäuser auf unsere Kosten zu renovieren und daraus Klassenräume zu machen. Im folgenden Jahr werden diese neuen Räume feierlich eröffnet. Über 800 Massai sind anwesend und freuen sich über die neue Schule.

Es wird ein Elternverein gegründet, der alljährlich gemeinsam mit dem Lehrerinnen-Kollegium und dem AAA bestimmt, welche Kinder jedes Jahr neu aufgenommen werden.

Von Anfang an ist uns wichtig, dass die Massai einverstanden sind. Es wird ein Elternverein gegründet, der alljährlich gemeinsam mit dem Lehrerinnen-Kollegium und dem AAA, der die Schule finanziert, bestimmt, welche Kinder jedes Jahr neu aufgenommen werden. Die armen und kinderreichen Familien bekommen den Vorzug. Dadurch ist eine faire Verteilung gegeben.

Im Jahr darauf richten wir auf Wunsch der Ortsansässigen ein Haus her, in dem nun zehn Lehrerinnen in der Nähe der Schule wohnen können. In den beiden darauffolgenden Jahren können wir je ein neues Schulgebäude bauen, anschließend noch Toilettenanlagen mit Wasserspülung und Wasserhähnen zum Händewaschen. In den insgesamt bislang sieben Jahren der Kooperation kommt es zu vielen weiteren Anschaffungen: Solaranlagen, Schulmöbel aus Holz, Sportplatzgeräte, PCs, Drucker etc.

Als die Lehrerinnen mit der Bitte um eine Fortbildung an uns herantreten, veranstalten wir Montessori-Seminare mit TA-Inhalten. Die Lehrerinnen sind sehr engagiert und setzen das Gelernte gleich im Schulalltag um.

Seit 2013 fliegen meine Frau und ich jedes Jahr für einen Monat zu „unserer“ Schule, die die Massai „Simba Vision“, also Löwenschule, getauft haben. Die Lehrerinnen und Eltern sind stolz auf die Leistungen ihrer Kinder. Im Jahr 2018 erreichte unsere 4. Klasse den 1. Platz unter 75 Schulen im Distrikt; im Landesvergleich landeten sie auf Platz 38.

Ich habe aus diesem Projekt mehrere Lehren gezogen:

1. „Ich bin o.k., du bist o.k.“: Mit dieser Einstellung, wirklich gelebt, wird Vertrauen aufgebaut, das die Grundlage aller Projekte ist. Damit verstehe ich die Welt der anderen und kann sie nachvollziehen. Ein Beispiel: Die Einheimischen in Tansania leben vorwiegend im Hier und Jetzt. Sie genießen den Augenblick, feiern Feste und machen sich nicht viele Sorgen um das Morgen. Für mich ist das in Ordnung.
2. „Jede Arbeit beruht auf einem Vertrag“: Zusammensetzen, gemeinsam überlegen, gemeinsam verhandeln, gemeinsam tätig werden, das ist der Schlüssel zum Erfolg. Ich bin nicht derjenige, der alleine weiß, wo es lang geht, was die Menschen unbedingt brauchen. Ohne Commitment gibt es keine für alle gültige Entscheidung.
3. „Jeder Mensch entscheidet für sich und kann eigene Entscheidungen ändern“: Der Chefarzt der Krankenstation von AAA in Momella war im Jahr 2014 zum ersten Mal für drei Monate in Europa. Er besuchte in Deutschland und Österreich Krankenhäuser und assistierte bei Operationen. Dies alles, um sein Wissen zu vermehren. Wieder in Tansania angekommen, fragte ich ihn, wie es ihm in Europa gefallen habe. „Überwältigend, fantastisch …“ war seine Antwort. Auf meine Frage, ob er sich vorstellen könne, in Österreich zu leben, erschrak er und sagte: „Um Gottes willen, nie im Leben!“ Auf meine nächste Frage: „Warum nicht, wenn es doch so wunderbar war?“, meinte er: „Ihr in Europa habt die Uhr und wir in Tansania haben die Zeit. Ich möchte nicht von einem Termin zum anderen hasten, ich brauche keine zwei, drei Wohnsitze und mehrere Autos. Ich möchte mich nach einer gelungenen Operation in meinen kleinen Garten vor meinem Haus setzen und die Ruhe und die Landschaft genießen.“

„Ich bin o.k., du bist o.k.“: Mit dieser Einstellung, wirklich gelebt, wird Vertrauen aufgebaut, das die Grundlage aller Projekte ist.

Ihr in Europa habt die Uhr und wir in Tansania haben die Zeit.

Für mich war und ist dieses Projekt sehr lehrreich.

Zum Abschluss noch ein für mich einprägsames Ereignis: Eine liebe Massai-Lehrerin aus unserer Schule, 23 Jahre alt, hat 15 Schwestern, 17 Brüder, vier Mütter und einen Vater. Die Familie lebt in mehreren Bumas, Lehmhütten, umgeben von einem „Zaun" aus Stachelbusch, mitten in der Steppe. Kein Wasser, keine Straße, kein Strom. Sie ist die Älteste und hat eine Ausbildung als Lehrerin bekommen. Für ihre Geschwister reichte das Geld nicht für eine Ausbildung. Ich biete ihr an, ihr etwas aus Österreich mitzubringen, sie soll mir einen Wunsch schreiben. Darauf ihre Antwort: „Mein Wunsch ist, dass ich dich und Liesl (meine Frau) wiedersehe. Sonst brauche ich nichts."

All das Erlebte und Gelebte in Tansania ist für mich eine Bereicherung. Ich versuche, dies in meiner Umgebung in Österreich vielen Menschen nahezubringen. Gemeinsam können wir Positives zur Entwicklung beitragen, zur Entwicklung in Tansania und zu unserer Entwicklung.

Vor Ort: Entwicklungshilfe – Hilfe zur Selbsthilfe – Entwicklungszusammenarbeit – Entwicklungskommunikation

Persönliche Gedanken im Zusammenhang mit meinem Engagement für eine Schule in Togo

Renate Würthwein

„Mon Devoir“ ist eine Schule in Agoè, einer Stadt an der Peripherie nördlich von Lomé, der Hauptstadt von Togo. Sie liegt im Stadtteil Zongo und wurde 1997 von Mamane Awal Bida mit der finanziellen Hilfe der Hamburger Ärztin Dr. Elisabeth Scharpff (1920–2014) als Grundschule gegründet. M. Bida (1953–2012) stammt aus dem Stadtteil Zongo, hat einige Zeit in den USA und in Hamburg gelebt und Freiburg mehrfach besucht. Zongo, eine Siedlung, in der hauptsächlich muslimische Familien leben, liegt etwas abseits der eigentlichen Stadt. Viele Einwohner stammen aus dem Norden Togos oder aus den umliegenden Krisenregionen. Die Infrastruktur ist schlecht entwickelt und die Zahl der Analphabeten groß. Seit 2007 unterstützt der Freiburger Förderverein „Mon Devoir e.V.“ die Schule und ist seit 2012 auch deren Träger. Gegründet wurde der Verein von Dr. Jörg Scharpff, dem Neffen der ursprünglichen Geldgeberin. Heute wird die Schule vom Kindergarten bis zum Lycée von über 900 Schüler*innen besucht und bietet 40 feste Arbeitsplätze.

Was tut der Verein?

Der Verein hat u. a. Grundstücke erworben, Neubauten für Collège, Lycée und Kindergarten finanziert, den Anschluss an das Trinkwassernetz und ans Internet hergestellt, einen Brunnen bohren lassen, Unterrichtsmaterial beschafft, Fortbildungen bezahlt und einen PC-Raum eingerichtet. Es wurden gemeinsam ein Leitbild und ein „Regelwerk“ entwickelt. In ihm sind die Zuständigkeiten der Direktoren festgelegt, die Rechte und Pflichten der Lehrer*innen, das Prozedere für die Lohnberechnung und -zahlung und der Umgang mit Bankkonten und Geld u. a. geregelt. Heute haben alle

Angestellten, vom Nachtwächter bis zu den Direktoren, ein Girokonto, auf das der Lohn per Dauerauftrag überwiesen wird. Alle sind bei der Rentenversicherung angemeldet. Da eine bezahlbare Krankenversicherung nur für Staatsangestellte existiert, zahlt bei schweren Krankheitsfällen im Kollegium der Verein Arztkosten und Medikamente.

Ich persönlich habe meine Erfahrungen im Bereich Schulorganisation, Personaleinsatz etc. weitergegeben, eine befreundete Lehrerin hat mehrfach Fortbildungen in Didaktik und Pädagogik angeboten. Die Schule wird über ein moderates Schulgeld, Spenden und Mitgliedsbeiträge finanziert; vom Staat gibt es keinen Cent. Die finanzielle Abhängigkeit der Schule vom Förderverein in Deutschland ist also evident.

Eigentlich müsste jetzt alles von allein funktionieren – oder doch nicht?

Einwände gegen ein Engagement

„Warum engagierst du dich denn so für diese Schule in Afrika? – Auch hier gibt es genug Probleme! – Das hat eh keinen Sinn, sind doch alle korrupt in Afrika und überhaupt, kaum ist etwas aufgebaut, lassen sie es vergammeln. – Die Afrikaner brauchen das nicht, die können ihren eigenen Weg finden, reicht doch, wenn man da jeden Monat Geld überweist. Rückzahlung aus der Kolonialzeit sozusagen – Das ist doch alles unsinnig, solange die Reichen und die Großkonzerne die ganze Welt dirigieren." Usw., usw. All diese Einwände sind richtig, und doch zugleich auch falsch.

Korruption

Klar gibt es in Togo Korruption. Die Regierung hat diesem Übel – jedenfalls offiziell – den Kampf angesagt. Und tatsächlich ist sie im Alltag nicht mehr so sichtbar. Schon länger habe ich es nicht mehr erlebt, dass das Auto angehalten wurde, weil wir eine rote Ampel überfahren hätten, eine Ampel, die nirgendwo zu sehen war. Und am Flughafen, neu gebaut, geht es auch einfacher zu. Wahrscheinlich spielen da das größere ausländische Engagement und das damit nach außen getragene Bild von Togo eine Rolle, und vielleicht auch die deutlich verbesserte Bezahlung der Staatsbediensteten. Die Frage ist nur: Wie kommt man in den Staatsdienst? Da sind gute Beziehungen, „politische Zurückhaltung" und die Herkunft das Wichtigste. Und was soll eine Schule machen, wenn

die „Inspektoren“ kommen? Geschickt werden sie vom Ministerium, bezahlt von der Schule selbst. Inspektoren beurteilen nicht nur den baulichen Zustand der Schule, sie nehmen auch Lehrproben ab, machen Unterrichtsbesuche und beurteilen die Prüfungen der Schüler*innen. Ob da immer alles ohne Zuzahlung vonstattengeht?

Ein Büchlein, das auf das Abitur in Deutsch vorbereiten soll, vom Inspektor für Deutsch herausgegeben, ist voller Fehler. Für mich ist klar: Skandal, das muss man sofort öffentlich machen und Verbesserungen verlangen! Diese Idee aber hat der Deutschlehrerin den Angstschweiß auf die Stirn getrieben – man weiß ja nie. Und fatal: Auch die Prüfungen werden nach diesen Vorlagen korrigiert! Bis heute ist meines Wissens nichts geschehen. Kurz war ich versucht, Kontakt mit dem Herrn aufzunehmen, aber es ist ja wahr: Man weiß nie – und ich bin schnell wieder zurück in meinem geregelten deutschen Alltag. Von der Selbstbedienungsmentalität der „oberen Zehntausend“ will ich hier nichts schreiben.

Finanzielle Unterstützung ja, ansonsten raushalten

Eine schöne Idee, funktioniert aber nicht. Wieso ist das so? Kaum jemand ist wirklich gut ausgebildet. Das gilt für die Maurer genauso wie für das Lehrerkollegium. Es gibt in Togo nur wenige Möglichkeiten für eine Berufsausbildung, und sie kostet den Azubi Geld. Für alle weiterführenden Bildungswege nach dem Ende der sechsjährigen Grundschule, seit 2008 kostenlos, muss in Togo Geld bezahlt werden. Die Schulpflicht ist mit der Grundschule im Alter von zwölf Jahren beendet. Die in Lomé Ende der 1970er-Jahre angelegte Berufsschule, ehemals finanziert durch die Hanns-Seidel-Stiftung, ist mittlerweile in staatlicher Hand und aufgrund mangelhafter Finanzierung in einem erbärmlichen Zustand. Die wenigen internationalen Firmen bilden nur für ihren eigenen Bedarf aus, und die Universität in Lomé ist heillos überfüllt, in einem sehr schlechten baulichen Zustand und miserabel ausgestattet. Private Universitäten sind für die meisten unerschwinglich.

Die Ausbildungsstätten für Lehrer*innen und viele Schulen waren aus Geldmangel – wegen der politischen Zustände gab es keine Entwicklungshilfe mehr – von 1990 bis 2005 geschlossen, was zur Folge hat, dass auch heute noch ein Großteil der Lehrer*innen eigentlich nicht ausgebildet ist. Von einem umfassenden Referen-

Gerade in der Grundschule arbeiten viele Menschen, die nach der Schule – mittlere Reife reicht aus – lediglich ein paar Wochen hospitiert haben.

dariat ist nichts zu sehen. Gerade in der Grundschule arbeiten viele Menschen, die nach der Schule – mittlere Reife reicht aus – lediglich ein paar Wochen hospitiert haben. Anschließend wurden sie in den ersten Arbeitsjahren von den schon genannten Inspektoren besucht und erhielten dann ihren Status als offiziell geprüfte Lehrkräfte. In der Oberstufe fehlt vielen Lehrer*innen das Examen. Ursache ist meist Geldmangel. Studien- und Prüfungsgebühren sind möglicherweise zu finanzieren, aber nur dann, wenn nichts dazwischenkommt: eine Krankheit bei einem selbst oder in der Familie, der Tod des Vaters, des Bruders, der selber schon Kinder hat. In dem Fall ist klar, das Studium muss zurückstehen, die Familie muss zusammenhalten, so, wie sie vorher zusammengehalten hat, um die Studiengebühren für den Sohn zusammenzubekommen.

Wie gehen wir damit um, dass die Kolleginnen und Kollegen, die wir im Unterricht besuchen, einen ganz anderen, oft autoritären Unterrichtsstil und fachlich ein ganz anderes Niveau haben als bei uns gewohnt?

Wie gehen wir damit um, dass die Kolleginnen und Kollegen, die wir im Unterricht besuchen, einen ganz anderen, oft autoritären Unterrichtsstil und fachlich, besonders im Bereich der Fremdsprachen, ein ganz anderes Niveau haben als bei uns gewohnt? Was macht man mit einer Kollegin, die trotz offizieller Lehrerlaubnis ein solch miserables Wissen hat, dass man sie eigentlich sofort entlassen müsste? Eine von nur drei Frauen in der Oberstufe, die einzige Kollegin, die direkt aus Zongo stammt, Muslima ist und Kopftuch trägt, in einer Schule, in der 80 % der Mädchen Kopftuchträgerinnen sind? Wessen Aufgabe ist es, das zu regeln?

Und die Neubauten? Auch die brauchen eine Begleitung, es sei denn, sie werden so gebaut wie die meisten Gebäude in Zongo, einstöckig, mit dünnen Betonwänden und Wellblechdach. Wir haben uns für zweistöckige Häuser aus Backsteinen mit einem Ziegeldach entschieden. Die Gebäude haben bessere klimatische Bedingungen, sehen schöner aus und ermöglichen auf dem teuren Baugrund mehr Räume. Tatsächlich ist das alles auch wahr geworden. Aber welch riesigen Aufwand bedeutete das! Wer kann den professionellen Bauplan eines Architekten lesen und wer versteht etwas von Statik? Wer kann mit Backsteinen umgehen? Wer kann elektrische Leitungen sicher verlegen? Wer Sanitäranlagen bauen?

Wer beobachten konnte, wie schnell „unser“ Maurer Dinge in Zusammenarbeit mit dem Architekten und dem „OBI-Wissen“ der Vereinsmänner gelernt hat, versteht, welche Potenziale hier brach-

liegen. Es kam bei den Bauarbeiten immer wieder zu schweren Fehlern, die nur durch exzessiven Gebrauch von Handykameras und Messenger-Diensten quer über die Kontinente korrigiert werden konnten. Einen guten Bauleiter zu finden ist fast unmöglich, es gibt zu wenige geeignete Personen. Viel zu oft erschallte deshalb der Ruf der Kinder: „Die Bleichen kommen!“

Eine Szene ist mir in Erinnerung. Sie dokumentiert ein Verhalten, das für mich nicht zu verstehen ist: Nach einem tropischen Regenguss schießt das Wasser über die Dachrinne in den Schulhof. Die Rinne ist verstopft. Wieso ist das so? Man hat versäumt, jemanden zu holen, der das gegen einen kleinen Obolus erledigt. Erstaunen, ja fast Entsetzen, als einer der Vereinsleute sich eine Leiter schnappt und den Dreck aus der Rinne holt. Das gehört sich nicht, niedere Arbeit verrichtet man nicht selbst, schon gar nicht als weißer Gast. Zampano-Gehabe? Von wem?

Gesellschaftliche Strukturen

Abwechselnde Unterrichtsmethoden, spielerisches Lernen, das ist weitgehend unbekannt. Vorgegebenes Wissen zu rezipieren ist das Ziel.

Die Gesellschaft dort ist sehr hierarchisch geordnet. Die Entwicklung von individuellen Interessen, Vorlieben und Stärken steht nicht im Mittelpunkt der Kindererziehung. Abwechselnde Unterrichtsmethoden, spielerisches Lernen, Motivation, Gruppenarbeit, gar Spaß am Lernen, das ist weitgehend unbekannt. Vorgegebenes Wissen zu rezipieren ist das Ziel. (In Anbetracht der Tatsache, dass in staatlichen Klassen oft 80 und mehr Schüler*innen sitzen, ohne Schulbücher, bleibt vielleicht auch nichts anderes übrig.) Nach dem Tod des Schulgründers musste jemand die Schulleitung und die ganze Organisation übernehmen. Ein freundlicher Mann, der seit Beginn an der Schule und gut vernetzt im Stadtteil war, schien die beste Lösung zu sein. Es stellte sich aber heraus, dass er plötzlich nach Gutdünken Gehälter kürzte, Einstellungen tätigte und Unterrichtmaterial zuteilte bzw. verweigerte. Er wusste diese Aufgabe einfach nicht anders zu erledigen, und er kannte es auch nicht anders. Er war eben jetzt der Chef!

Die Familie, der Clan, die Stammes- oder Religionszugehörigkeit, die Position, die man dort innehat, bestimmen das Leben mehr als die Qualität der Bildung, die individuelle Leistung oder gar staatliche Gesetze. Wer aus seinem Verbund verstoßen wird, hat niemanden, der ihn in Krisenzeiten unterstützt. Im „demokratischen“ Togo werden die Chefs aller Art und die Familien- oder Stam-

mesoberhäupter behandelt, als würden wir uns in einem vorigen Jahrhundert bewegen. Klar, die Gesellschaft ist männerdominiert, es sei denn, eine Frau hat ein höheres Alter, eine wichtige Position inne und die richtige Abstammung oder gehört zu den reichen Marktfrauen. Klar ist auch: Wer eine hohe Position hat, zeigt das und lässt es seine Untergebenen spüren. Das gilt in allen Lebensbereichen und wird von den Herrschenden auch so vorgelebt.

Generell haben junge Leute nichts zu melden, sie haben sich regelkonform zu verhalten. Die Leidensfähigkeit der Menschen scheint groß zu sein und man nimmt vieles einfach als gottgegeben oder auch als Gottes Strafe hin. Dabei spielt es keine Rolle, welche Art von Gott das nun ist. In Zongo kommt noch die häufig streng islamische Ausrichtung hinzu, die den Frauen ganz klare Grenzen aufzeigt. Manche Mädchen werden immer noch relativ früh verheiratet, und die Mütter mit ihren vielen Kindern sind bei der meist fehlenden Infrastruktur sehr damit beschäftigt, den Alltag zu meistern. Der offene Austausch von sachlichen Meinungsverschiedenheiten oder neuen Ideen findet selten statt. Die politischen Zustände und die Allgegenwart des Geheimdienstes tun ihr Übriges dazu.

Menschen, die gegen die Regeln verstoßen, werden bestraft, sofort. Selbstjustiz ist in Togo nicht selten. Und die Zahl derer, die auf offener Straße benzingetränkt in einem Autoreifen steckend sterben, dürfte nicht ganz klein sein. „Die Justiz bei uns funktioniert nicht. Die Täter zahlen ein Bestechungsgeld und sind gleich wieder frei." Dieser Meinung sind auch die meisten der Mitarbeiter*innen von Mon Devoir. Bei den häufigen Demonstrationen, es gibt Presse- und Demonstrationsfreiheit, bricht die aufgestaute Frustration oft ungezügelt aus den Menschen heraus, und jedes Jahr erschießen die Sicherheitskräfte Demonstranten oder auch gänzlich unbeteiligte Personen. Von einer gerichtlichen Aufarbeitung dieser Vorfälle habe ich noch nichts gehört.

Zu den immer noch gültigen Regeln gehört leider auch, dass Mädchen nach Eintritt der Pubertät für die Männer zur Verfügung stehen.

Zu den immer noch gültigen Regeln gehört leider auch, dass Mädchen nach Eintritt der Pubertät für die Männer zur Verfügung stehen. Das Leitungsteam der Schule hat deshalb darauf bestanden, in die Arbeitsverträge aufzunehmen, dass „sexuelle Beziehungen" zwischen Lehrern und Schülerinnen zu sofortiger Entlassung

führen. Und wer soll einen Familienpatriarchen anzeigen, der seine Tochter zwar nach der Schulpflicht weiter in die Schule schickt, sie aber sichtbar verprügelt hat? (Das Mädchen wollte pünktlich in der Schule sein und verpasste deshalb das im Ramadan obligatorische Gebet.) In Togo gilt annähernd das gleiche Gesetz zum Schutz von Kindern wie in Deutschland – Konsequenzen daraus sind mir nicht bekannt. Die Lehrer*innen zucken mit den Schultern. Und womöglich hätte ein Eingreifen tatsächlich zur Folge, dass Väter ihre Kinder gar nicht mehr in diese Schule schicken oder Stimmung im Quartier gegen sie machen, man weiß ja nie. – Dennoch fällt es manchmal schwer, sich zurückzuhalten!

Es ist richtig, der Verein kann die Weltwirtschaftsordnung nicht ändern und auch nicht die heikle politische und soziale Situation in Togo. Ich sehe, dass die Natur zugunsten des begehrten Teakholzes und zugunsten von Palmölplantagen zerstört wird, dass die internationalen Agrarkonzerne auch in Togo Einzug halten und chinesische Massenware das einheimische Handwerk verdrängt. Ich kann die gesellschaftlichen Strukturen nicht einfach ignorieren, auch dann nicht, wenn sie mir fremd und manchmal schwer erträglich sind. Und ja, ich sitze im Flugzeug und habe ein schlechtes Gewissen wegen des Klimas.

Was hat die Arbeit des Vereins bewirkt?

Für die ungefähr 1000 Menschen in Mon Devoir aber hat die Arbeit des Vereins etwas verändert. Die Arbeitsbedingungen sind besser geworden, die Ausstattung der Schule ist gut, die Zuständigkeiten sind geregelt, die Gehälter kommen regelmäßig, Rechte und Pflichten aller an der Schulgemeinschaft beteiligten Personen sind klar, und Prügel gibt es für niemanden. Es gibt neue Impulse für den Unterricht, die Experimentierfreudigkeit und das Selbstbewusstsein des Kollegiums haben deutlich zugenommen. Neue Ideen werden entwickelt und Wünsche und Kritik offen vorgetragen. Die Lehrer*innen und Schüler*innen machen den Eindruck, dass sie sich in der Schule wohlfühlen und diese ein angstfreier Raum für sie ist, in dem jede*r Einzelne respektiert wird. Die Zahl der Schüler in der Oberstufe hat zugenommen, auch bei den Mädchen. Wir wissen nicht, ob die Absolventinnen und Absolventen von Mon Devoir eine glänzende berufliche Zukunft haben werden, dafür sind die Bedingungen in Togo zu schwierig. Ich bin aber sicher, sie werden mit einem größeren Wissensschatz, einem

weiteren Horizont und einem größeren Selbstbewusstsein ins Leben gehen und so hoffentlich leichter ihren eigenen Weg finden.

Für mich ist die Arbeit in diesem Projekt eine große Bereicherung, ich habe viel gelernt: eine größere Gelassenheit in meinem Arbeitsalltag und vor allem Dankbarkeit für alles, was mir hier so selbstverständlich scheint: kostenlose Schule, kostenloses Studium, Lernmittelfreiheit, Kindergeld, bezahltes Referendariat, Gesundheitsfürsorge, BAföG, Rente, funktionierende Regeln und Gerichtbarkeit, Gleichberechtigung usw. Noch etwas kann man in Togo erleben: eine überschäumende Lebensfreude, die sich Bahn bricht auch unter widrigen Bedingungen. Nachdenkenswerte Bemerkung eines jungen Lehrers: „Ihr macht euch Sorgen um das Alter, wir uns um den nächsten Tag. Alt werden sowieso die wenigsten von uns!“ Das ist wahr, zwei Kollegen wären wohl nicht mehr am Leben, hätte der Verein nicht die Krankenhauskosten übernommen. Das ist ein seltsames Gefühl, aber wo ist die Alternative? Ich habe großen Respekt davor, wie die Kolleginnen und Kollegen ihr Leben dort meistern. Ich freue mich einfach, etwas von meiner Ausbildung, meiner Berufserfahrung weitergeben und gleichzeitig ganz neue, bereichernde Erfahrungen machen zu können – ganz gleich wie man das Tun dort jetzt nennen will. Eine bittere Pille dabei ist die Tatsache, dass der Gegenbesuch hier – zumindest vorerst – ein unerfüllbarer Wunsch bleiben wird.

Renate Würthwein, Philologin, stellvertretende Schulleiterin der Gertrud-Luckner-Gewerbeschule in Freiburg. Seit zehn Jahren Mitglied des Freiburger Fördervereins „Mon Devoir e.V.“ und dort im Vorstandsteam.
www.mon-devoir.de

Die Abschlussklasse eines Gymnasiums in Stuttgart besucht seit ein paar Jahren die Abiturklasse in Zongo. Die Schüler*innen arbeiten gemeinsam an einem Projekt, das sie am Tag der offenen Tür vorstellen. Anschließend fahren sie zusammen nach Norden in die Berge, erkunden die Landschaft und machen sich schlau über die dortige Landwirtschaft. Eine wichtige Begegnung und eine seltene Möglichkeit für die MD-Schüler*innen, einmal aus Zongo herauszukommen. Ein Schüler von Mon Devoir hatte nach einer solchen Fahrt eine ganz neue Erkenntnis: „Ich wusste gar nicht, dass Togo auch schön sein kann!“

Anmerkungen

Der Text bezieht sich ausschließlich auf Togo, das seit 1960 von der gleichen Familie regiert wird. Einen guten, kurzen Überblick findet man hier: https://www.liportal.de/togo

1 Transparency International Rang 129, Nachbarländer: Benin, Rang 85; Ghana Rang 78; Nigeria Rang 144.

2 TAZ vom 2. April 2019, Christian Jakob: Die gelbe Gefahr, http://www.taz.de/!5582284/.

3 Eine zweite Universität wurde in Kara gebaut, dem Heimatort des Präsidenten. Mehr als 70 % der Studierenden in Togo sind männlich.

4 Kai von Döring, Architekt aus München, hat die Bauten entworfen und die Bauarbeiten mehrmals selbst vor Ort begutachtet. Ohne seine unentgeltliche Arbeit wären die Häuser in Zongo wohl niemals entstanden.

5 Die Aufgabe hat Bonifaz übernommen, ein Schreiner mit bayerischem Meisterbrief. Er war nach Bayern gekommen, weil die bayerische Landesregierung seinerzeit eine große Zahl von jungen Togoern zu Handwerkern ausbilden ließ. Franz Josef Strauß war ein guter Freund des alten Präsidenten und häufiger Gast in Togo. Heute dürfte Bonifaz einer der meistbeschäftigten Schreiner in Togo sein.

6 Im Gemeinschaftskundeunterricht des Lycée hat der Lehrer seine erste Gruppenarbeit organisiert. Thema: „Familienstruktur“. Eine Gruppe kommt zu dem Schluss: Drei Kinder sind genug. Frage aus der Klasse: „Meint ihr das für die ganze Familie oder pro Frau?“

Wiedergelesen: Stephen Smith, Nach Europa

Smith, Stephen:
Nach Europa.
Das junge Afrika auf dem Weg zum alten Kontinent.
Berlin:
edition.fotoTAPETA,
2018

Als das Buch letztes Jahr in Deutschland erschien, löste es eine kontroverse Debatte aus zwischen entschiedener Zustimmung, „Ja, genauso ist es“, und skeptischer Distanz: „Hier geht es wohl mehr um Panikmache als seriöse Dokumentation.“

Ich selbst hatte das Buch in positiver Erinnerung, hatte aber kaum mehr gespeichert, als dass Nigerias Hauptstadt Lagos an der westafrikanischen Küste in den letzten Jahren zu einer Megapolis gewachsen ist[1], ohne Kanalisation und ohne Infrastruktur; dass sie aber weiterhin Jugendliche aus der gesamten Region Subsahara anzieht. Sie hoffen dort auf ein besseres Leben, doch wegen mangelnder Aussicht auf Arbeit wird diese Jugend sich weiterhin aufmachen in das gelobte Land Europa.

Bei meiner zweiten Lektüre für das vorliegende Heft zum Thema Entwicklungszusammenarbeit war ich erstaunt über die Fülle an Fakten und die ausgesprochen differenzierte Sichtweise des Autors.

Dies ändert zwar nichts an seiner Prognose, dass bis auf Weiteres die Anziehungskraft Europas für junge Männer aus Subsahara-Afrika (deutlich weniger für junge Frauen) ungebrochen sein wird. Aufgrund seiner differenzierten Analyse der Probleme des südlichen Afrikas wird das Thema jedoch sehr viel komplexer und für den Leser be-greifbarer.

Ulrike Müller

1 1960, im Jahr der Unabhängigkeit Nigerias, hatte Lagos 350 000 Einwohner, 2012 waren es 21 Millionen.

Ob Verfolgte, Wirtschaftsflüchtlinge oder solche, die sich einfach ein besseres Leben wünschen, spielt für den Autor bei seiner Analyse keine Rolle. Der Aufbruch nach Europa ist für ihn in jedem Fall Folge der Globalisierung. Das „junge Afrika macht sich unerbittlich auf den Weg in den alten Kontinent. […] Die Jugend der Welt konzentriert sich in Subsahara" (S. 13–18). Die Älteren über 60 machen nur fünf Prozent der Gesamtbevölkerung aus.

Für den Autor ist der Hauptgrund der Migration, dass die jungen Leute über das Internet, Satelliten-TV und Mobiltelefon mit dem Rest der Welt verbunden sind, dass sie sich also ein Bild davon machen können, wie Menschen anderswo leben.

Die Sehnsucht nach dem „Anderswo" betrifft nicht die Menschen, die nach wie vor in absoluter Armut leben, sondern die 350 Millionen, die zu einer bescheidenen Mittelschicht gehören. Wenn die jungen Menschen aus dieser Bevölkerungsschicht aber dauerhaft an der Teilhabe an der Gesellschaft gehindert werden, werden sie sich nach anderen Möglichkeiten umschauen.

1. Der demografische Wandel

Stephen Smith zeigt sehr kenntnis- und detailreich die komplexen Schwierigkeiten auf, die ein rasantes Bevölkerungswachstum mit sich bringt. Nach der Entvölkerung durch Sklavenhandel und eingeschleppte Epidemien wuchs die Bevölkerung nach 1930 in der Subsahara-Region exponentiell. Für diese Menschen in angemessener Zeit ausreichend Schulen und die nötige Infrastruktur zu schaffen ist nach Ansicht des Autors zum Scheitern verurteilt.

Steven Smith spricht in diesem Zusammenhang von der „Demografie-Falle" (S. 60 f.): „Die Bevölkerungszahl, die Altersstruktur Afrikas sind nicht per se problematisch. […] Erst dann, wenn die soziale Organisation und in der Folge die Produktivität im weitesten Sinne nicht ausreichen, damit die Menschen dort anständig leben und wohnen können und ausgebildet werden und Unterstützung finden, wenn sie bedürftig sind. [… wenn also] die erwirtschafteten Ressourcen nicht ausreichen." Vor allem nötig sei also eine sinkende Fruchtbarkeitsrate, damit sich die Relation zwischen Arbeitsfähigen und Abhängigen zugunsten der Arbeitsfähigen verschieben würde. Das würde in der Folge bedeuten: steigende

Sparquote, steigende Löhne, mehr Investition ins Humankapital Bildung.

Statt dieser Problematik Rechnung zu tragen, hat die industrialisierte westliche Welt darauf mit „mangelnder Aufmerksamkeit, blanker Verleugnung oder unbeholfenem Aktionismus“ (S. 60) reagiert. Gegen Ende des Buches betont der Autor aber auch, dass es letztlich die Aufgabe Afrikas sei, seine Bevölkerungsexplosion zu begrenzen (S. 182).

Der demografische Wandel setzte in den 1950er- und 1960er-Jahren ein. Der einzige Staatschef, der damals auf diese demografische Herausforderung angemessen reagierte, war der tunesische Präsident Habib Bourguiba: „Sein Familienrecht ersetzte das Verstoßen durch Scheidung, verbot Polygamie, verlangte das Einverständnis der Braut … und führte die offizielle Gleichstellung nicht nur von Vätern und Müttern, sondern auch von Töchtern und Söhnen ein“ (S. 65). Überall sonst auf dem Kontinent blieb eine demografische Steuerung aus.

2. Die schwierige Versorgungslage

In dieser Zeit ist die Bevölkerung Afrikas in einem in der Menschheitsgeschichte bislang nie dagewesenen Maße gewachsen, ohne eine „parallele ‚grüne Revolution‘, die für Nahrungssicherheit hätte sorgen können“ (S. 66). Aus diesem Grund ziehen immer mehr junge Menschen in die Städte, ohne Aussicht auf Arbeit.

Auch weiterhin ist diese grüne Revolution nicht in Sicht. Dazu kommt die sich ausdehnende Verwüstung der Subsahara: Der Tschad-See z.B. ist am Austrocknen und hat nur noch einen Bruchteil seiner einstigen Wasseroberfläche und die Urwälder sind aus verschiedenen Gründen immer mehr in Gefahr (Holzindustrie, Bodenschätze, Kriege). Auf die Kolonialzeit zurückgehende Spannungen zwischen sesshaften Bauern und Vieh- und Kamelhirten tragen ihr Übriges dazu bei. „‚Soil statt oil‘ hätte das Mantra für alle ölproduzierenden Länder südlich der Sahara heißen sollen, und zwar mit dem ersten Tag der Unabhängigkeit“ (S. 73).

Dass so viele Jugendliche in die Städte ziehen, ist also weniger ein Zeichen für zunehmende Urbanisierung als ein Hinweis auf die

schlechten Bedingungen in der Landwirtschaft. Zum Vergleich: „Seit der Grünen Revolution in den 1970er-Jahren ist Indien Selbstversorger bei den Nahrungsmitteln. Afrika besitzt 60 % der noch nicht bewirtschafteten landwirtschaftlichen Nutzflächen weltweit … Subsahara braucht dringend eine Grüne Revolution; aber die ist nicht in Sicht“ (S. 72).

3. Individualisierung versus Großfamilie

Interessant ist, dass der Autor auf die Evangelikalen Kirchen hinweist, die einen sehr positiven Einfluss auf die Entwicklung haben. Sie schaffen eine neue Zugehörigkeit, wo „Familienbande“ nicht mehr taugen. Und so können junge Afrikaner den Forderungen der Großfamilie eher widerstehen; das umso mehr, als inzwischen fast 80 % der Bevölkerung zur Jugendkohorte gehören. Hier liegt die eigentliche Konfliktlinie. Die Jugendlichen verweigern sich immer mehr den Anforderungen der Großfamilie/Sippe. Im Extremfall wandern sie nicht nur in die Megapolis aus, sondern gleich ins gelobte Land Europa. „Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Ernst Bloch) zeigt sich in Subsahara darin, dass Modernität und archaische Strukturen nebeneinander bestehen.

4. Das Dilemma der Entwicklungspartnerschaft

Damit es zu einem Run auf Europa kommt, müssen zwei Bedingungen gegeben sein:

1. Überschreitung einer Schwelle minimalen Wohlstands, damit die Großfamilie das dafür nötige Geld aufbringen kann (ca. 2000–3000 Euro).
2. Eine Diaspora im Aufnahmeland erleichtert die Eingliederung enorm.

Daraus folgen zwei Paradoxa:

1. Je länger es eine geschlossene Diaspora gibt, umso schwerer fällt es dem Neuankömmling, sich zu integrieren.
2. Die Entwicklungshilfe ist oftmals das Eintrittsgeld nach Europa.

„Die reichen Länder – zum Beispiel die Mitgliedsstaaten der EU –, die darauf hoffen, der Migration aus sehr armen Weltregionen durch einen umsichtigen Transfer von Ressourcen […] entgegenzuwirken, sollten nicht allzu enttäuscht sein, wenn sie nach einer

gewissen Zeit merken, dass ihre Maßnahmen […] gescheitert sind. Denn ein Land, das es schafft, die Lebenserwartung effektiv zu steigern […], wird noch mehr Kandidaten für die Migration produzieren" (S. 142 f.). Denn die Ärmsten sind damit beschäftigt, über die Runden zu kommen.

Der Aufbruch ins gelobte Land

Häufig geht es um das Abenteuer – es ist das „Passwort der Emigration" (S. 150). Dieses Abenteuer erfolgt in drei Etappen:

1. vom Dorf in die nächste Stadt,
2. von dort in die Metropole der Region (bedeutet oft das Überschreiten der Landesgrenze),
3. und schließlich der Aufbruch zum neuen Kontinent.

Für die meisten jungen Menschen ist ihre Situation in ihrem Land eher frustrierend als zum Verzweifeln. Aber Armut bedeutet auch Mangel an Möglichkeiten; so wird die Emigration zu einer lösungsorientierten Option (S. 161 ff.).

Was bedeutet die Immigration für Europa?

„Nach der UN-Studie (UN Population Division 2000, S. 90) wären über 79 Millionen Einwanderer im Laufe von 45 Jahren erforderlich, um in Europa die Arbeitsbevölkerung auf dem Niveau von 1995 halten zu können. In diesem Szenario wären im Jahr 2050 in Europa 25,7 % der Bevölkerung Einwanderer der ersten oder zweiten Generation" (S. 172).

5. Worum geht es dem Autor?

Stephen Smith geht es darum, die Debatte um die Einwanderung der afrikanischen jungen Menschen nach Europa zu entmoralisieren. Mit anderen Worten, es gehe darum, beide Pole ernst zu nehmen: sowohl die humanitäre Haltung als auch das jeweilige Gemeinwesen (Land) zu regieren. Deshalb stelle sich jedem Land folgende Frage: „Welche Migranten soll man aufnehmen, wie viele und zu welchen Bedingungen?"

Für Smith sind für die Beantwortung dieser Frage „zwei prinzipielle Voraussetzungen wesentlich: Man darf den Sinn für Humanität nicht verlieren […] und man darf seinen ganz realen Mitbürger nicht opfern". Dies begründet er folgendermaßen: „In Sachen Einwanderung scheint mir blauäugige Menschenliebe nicht weniger gefährlich als nationalistische Egoismen und jedweder Blut-

und-Boden-Kult“ (S. 173 f.). Mich erinnert die Diskussion um die beiden Pole an Brechts Theaterstück vom „Guten Menschen von Sezuan“, in dem Brecht dieses Dilemma an der bedingungslosen Armenspeisung in einem Ort aufzeigt, die schließlich zum Ruin der Geberin führt. Und erst durch eine Neustrukturierung, zu der eben auch der Ausschluss gehört, konnte die gute Tat dauerhaft fortgeführt werden.

Am Ende seines Buches kommt Smith auf diese Problematik noch einmal differenzierter zurück. Er warnt geradezu vor einem „humanistischen Universalismus“, der alle Beteiligten überfordern würde, und verweist dabei auf Webers Verantwortungsethik, die darin besteht, „dass man für die (voraussehbaren) Folgen seines Handelns aufzukommen hat“ (S. 216). „Der Sozialstaat verträgt sich nicht mit offenen Türen […] Wenn der Sozialstaat über Bord geht, dann wird in Europa nur der Rechtsstaat überleben […] Er wird dann viel damit zu tun haben, ‚den Krieg aller gegen alle‘ zu verhindern – in einer Gesellschaft, die an ein Sicherheitsnetz und gemeinsame Regeln gewöhnt war“ (S. 217).

Und er zählt auf, was Europa in dieser Hinsicht bereits tut: Die Milliardenzahlungen an die Türkei, damit sie die syrischen Flüchtlinge behält; die Aufrüstung der lybischen Küstenwache durch Italien und massive Behinderungen der NGOs. Außerdem gebe es „Aktionen der diversen Geheimdienste unterhalb des Radars“ (S. 220).

Europa ist also durchaus in der Lage, seine Grenzen abzudichten, und dennoch sind „alle Versuche, die Migrationsbewegung aus Afrika allein mit Sicherheitsmaßnahmen aufzuhalten, zum Scheitern verurteilt“ (S. 220). „Die Ankunft eines Fremden kann stören und seine Anwesenheit eine Belästigung sein.“ Dazu zitiert der Autor den algerischen Schriftsteller Kamel Daoud: Es handelt sich um „die langwierige Arbeit der Aufnahme und Hilfe“, was eine enorme „Arbeit am Selbst und am anderen bedeutet“. Gleichzeitig warnt Daoud vor einem „Engelsgehabe, das töten kann“ (S. 175).

Diese These untermauert Smith mit einem Begriff des Soziologen Putman, der vom Bridging- und Bonding-Kapital spricht. Unter Bonding-Kapital versteht Putman alles, was die Mitglieder einer

Gesellschaft an Vertrautem, an Gewohnheit, an Gleichem miteinander verbindet. Je mehr an Verbindendem vorhanden sei, umso größer sei die Bereitschaft, Brücken zu bauen, also die Hand dem Fremden zu reichen. Entsprechend gilt auch das Gegenteil.

Dies scheint mir auch eine zutreffende Erklärung für das Erstarken des Rechtspopulismus (s. ZTA 2-2017). Diese Erkenntnis wird, so meine ich, wohl auch zu einem Umdenken in der Flüchtlingspolitik führen. Wie oben schon ausgeführt, dürfen auch die psychischen Ressourcen einer Gesellschaft nicht überfordert werden. Deshalb sei es auch nur sehr bedingt sinnvoll, den demografischen Wandel mit Immigranten auszugleichen (S. 196). Dennoch bleibt eine gemäßigte Zuwanderung wünschenswert, verbunden mit der Hoffnung auf die Integrationsbereitschaft der Einwanderer. Je intakter eine Diaspora ist, umso schwieriger wird sich das gestalten. Das bestätigt mir eine junge TA-Kollegin, die in Freiburg an der deutsch-französischen Grundschule unterrichtet. Die Kinder aus der afrikanischen Diaspora erleben oft einen ganz anderen Erziehungsstil daheim, oft auch einen sehr gewalttätigen, was das Unterrichten einerseits und den Kontakt zu den Eltern andererseits erschwert.

Ob die Behauptung von Smith zumindest für Deutschland so zutrifft, dass die Kosten der Einwanderung vergesellschaftet werden, die Gewinne aber die Unternehmen einstreichen (S .199), müssten unsere Kollegen aus dem Organisations-Bereich einmal untersuchen. Smith ruft auch noch einmal in Erinnerung, dass die Migranten aus Subsahara „Abtrünnige aus scheiternden Gesellschaften" seien (S. 176).

Zum Schluss seiner Bestandsaufnahme weist der Autor noch auf eine andere Gruppe von Immigranten hin: die gut Ausgebildeten, die ihr Land verlassen. So komme es zu einem problematischen „Brain Drain" (S. 206 f.). „Die am besten ausgebildeten Bürger sind […] die einzigen, die die Fähigkeiten, die Mittel und die Zeit hätten, die nötig sind, um ihre Länder voranzubringen" (S. 207). Auch das kann ich aus eigener Anschauung bestätigen: In unserer Nachbarschaft befindet sich ein Institut, in dem außereuropäische Ärzte nachqualifiziert werden. In ihrer Pause stehen sie auf der Straße (ausschließlich Männer). Auf ihre Entscheidung angespro-

chen, ihr armes Land zu verlassen, kam ganz ungeschminkt die Antwort: „Man muss eben auch an sich denken." Das würde aber auch bedeuten, dass sich noch mehr Menschen Richtung Europa aufmachen würden, wenn sie über das Existenzminimum gelangt sein werden. „Für die nächsten zwei Generationen werden die guten Nachrichten aus Afrika schlechte Nachrichten für Europa sein" (S. 215).

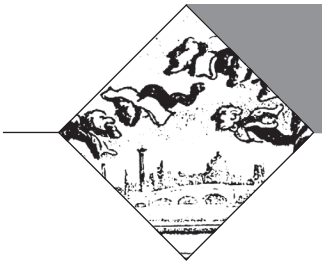
Am Ende seiner Ausführungen und Reflexionen kommt der Autor zu zwei bedenkenswerten Statements: „Unter dem Strich scheint eine ‚flexible' Antwort auf den Einwanderungsdruck, die gleichzeitig auf den Aufbau echten Wohlstands in Afrika setzt" (S. 223), der erfolgreichen US-Politik gegenüber Mexiko zu ähneln. Seine Prognose: Es würde reichen, zwei oder drei Generationen durchzuhalten, woran er gleich die Frage anschließt: „Wird das möglich sein beim Run auf Europa?" (S. 223)

Und er schließt mit der nachdenklichen Frage: „Während der Arbeit an diesem Buch geriet mir manches Mal ein Afrika in den Sinn, das von all der Energie profitieren würde, die jetzt aufgewandt wird, um dem Kontinent den Rücken zu kehren. Wie würde dieses Afrika aussehen?" (S. 224).

Mich hat das Buch beim zweiten Lesen in jeder Hinsicht sehr bewegt, weil der Autor auf so kenntnisreiche Weise Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen sieht und ohne Beschönigung die Schwierigkeiten aufzeigt, die Afrika bei der Bewältigung seiner dringlichsten Aufgaben hat. Dabei sind die Ausbeutung der Bodenschätze; die rechtsfreien Zonen (Ostkongo), die zunehmende Ver-Wüstung ganzer Landstriche und der Raubbau am Regenwald noch gar nicht thematisiert oder werden nur am Rande gestreift. Das Buch ist für mich keine Schwarzmalerei, auch keine unzulässige Kritik am ungehinderten „Helfen-Wollen", sondern ein aus dem immensen Kenntnisreichtum des Autors entstandenes sehr realistisches Bild und eine sehr plausible Analyse der Probleme, die in den nächsten Jahren von Afrika her auf Europa zukommen werden.

Besonders bedenkenswert ist, dass es in Afrika einen Quantensprung geben muss, sowohl an Einkommen als auch an Rechtssi-

cherheit und zumutbaren Lebensbedingungen in den Megastädten wie auf dem Land, damit der Migrationsdruck aufhören kann. Dazu gehören vor allem zwei Bereiche: Die „grüne Revolution", also eine bessere und intensivere Nutzung der landwirtschaftlichen Flächen, und eine Familienplanung, die den Reichtum einer Familie nicht mehr in möglichst vielen Kindern, sondern in wenigen gut ernährten und gut ausgebildeten Kindern sieht. Nur so kann es für die jungen Menschen in Afrika respektive in Subsahara-Afrika Perspektiven für ihr Leben geben, die das Auswandern überflüssig machen.



BUCHZEICHEN

Buchbesprechungen

William Cornell et al.:
Into TA. A Comprehensive Textbook on Transactional Analysis.
London:
Karnac, 2016.

Anmerkung: Diese Rezension ist unabhängig von der in der ZTA 1-2019 erschienenen Rezension von Günter Mohr zu demselben Buch entstanden.

Im Rahmen des PTSTA-Trainings ist mir dieses Buch zum ersten Mal in Form einer begeisterten Empfehlung begegnet. Mein Kollege Peter Bremicker hob besonders den geschickten Aufbau des Gemeinschaftswerks hervor: Jedes Kapitel beginne mit Basistheorie auf 101-Stufe, dann mit erweiterter Theorie und weiterführenden Gedanken bis zu Vergleichen mit ähnlichen Theorien. Das Wesentliche sei in gut verständlichem Englisch formuliert. Ich ließ mich anstecken und besorgte mir das Buch. Sein Titel, Into TA, spricht mich in zweierlei Hinsicht an: einerseits bedeutet er „in die TA eindringen, sie vertiefen". Andrerseits drückt er umgangssprachlich Interesse aus im Sinne von „TA mögen, auf TA abfahren". Dieses Wortspiel lässt mich schmunzeln.

Aufbau

Auf drei einleitenden Seiten beschreiben die Autor*innen die Transaktionsanalyse in Kürze als äußerst zugängliche Theorie über die menschliche Entwicklung in Kombination mit einem praxisnahen Zugang über die Möglichkeiten menschlichen Wachstums. Es folgen einige Gedanken zur Struktur des Buchs und die Herausgeber*innen und Autor*innen werden vorgestellt.

Im Teil 1 wird die Theorie in 10 Kapiteln in der genannten vierteiligen Struktur beschrieben. Am Schluss jedes Kapitels findet sich ein Literaturverzeichnis mit vielen Verweisen auf das Transactional Analysis Journal. Teil 2 ist der Praxis gewidmet. Besonderheiten der vier Felder werden in je einem Kapitel benannt und

Cornelia Willi

beschrieben. Ein ausführliches Stichwortverzeichnis und eine Liste von Websites runden das über 400 Seiten starke Buch ab.

Besonderes in einzelnen Kapiteln

Kapitel 1 startet mit den Ichzuständen als Möglichkeiten einer Beschreibung eines Menschen mit Sicht nach innen (Struktur) und nach außen (Funktion), was die Basis für zwischenmenschliche Kommunikation darstellt. Die Erfahrungen von Eric Berne als Psychiater in der US-Armee waren die Grundlage für seine Beschreibungen der Intuition und flossen somit ins Konzept der Ichzustände ein. Obwohl die Strukturanalyse die Persönlichkeitsstruktur eines Menschen analytisch im Blick hat und Antwort auf die Frage gibt: „Was steht diesem Menschen als Reaktionsmöglichkeit zur Verfügung?“, beschreiben die Autor*innen zuerst die Funktionsanalyse. Denn das sei das Erste, was Menschen im Kontakt mit anderen Menschen wahrnehmen. Es folgen die Strukturanalyse zweiter Ordnung, Trübungen und Ausschlüsse, und die weitere Theorie beschreibt unter anderem das Verhältnis zwischen Strukturmodell und dem Functional Fluency Modell von Susannah Temple. Bezüge zu anderen Autor*innen und verwandten Theorien (Verhaltenstherapie, Kognitive Therapie, Schematherapie) oder humanistischen Ansätzen (Rogers) und Verweise zu Ichzustands-Theorien in Organisationen runden das erste Kapitel über die Entwicklung der Persönlichkeit ab.

Kapitel 2 beschreibt, welche Motivationen und Antriebe die Menschen leiten, sich konstruktiv und manchmal auch destruktiv zu entwickeln. Existenzieller Hunger, Klassifizierung von Streicheleinheiten, Strukturierung der Zeit mit jeweils konkreten Alltagsbeispielen führen die Lesenden in die Basistheorie ein. Fanita Englishs vierter Hunger, die Neugier, findet in der Erweiterung ebenso Platz wie die Integrität von Ken Mellor und die Verantwortung oder Verlässlichkeit von Julie Hay. In kurzen Abschnitten und anschaulichen Diagrammen werden diese Weiterentwicklungen erläutert und ihre Anwendung in der Praxis von Schulen oder Organisationen wird kommentiert.

Kapitel 3 hat ein weiteres Kernstück im Blick: Die eigentlichen Transaktionen. Der Unterschied zum Begriff „Interaktion“ wird in der Einleitung erklärt. Die weiteren Erläuterungen beschreiben, wie die Menschen sich gegenseitig beeinflussen und wie sie bekom-

men, was sie (oft unbewusst) wollen oder suchen. Auch dieses Kapitel ist reich und umfassend, führt zur Metakommunikation und Ausführungen zu Übertragung, Gegenübertragung und Projektion, nimmt Bezug auf die Relational TA wie auch auf Watzlawick und den lösungsorientierten Ansatz. Ein Absatz nimmt Stellung zur Kritik, dass TA die komplexesten Zusammenhänge zu stark vereinfache. Hier stellen die Autor*innen die Vorreiterrolle der TA in der Verbreitung von psychologischem Wissen bei der Bevölkerung in den Vordergrund, nicht ohne auf die Gefahr des Herunterspielens der Komplexität des menschlichen Wesens und der oft vielfältigen und mehrdeutigen Art menschlichen Kommunizierens hinzuweisen.

In den einleitenden Gedanken zu jedem Kapitel stellen die Autor*innen den Bezug zu den vorangegangenen Kapiteln her. Kapitel 4 beschreibt daher die psychologischen Spiele, die sich entwickeln, wenn Menschen ihre Transaktionen unbewusst und ungefiltert ausführen, und nimmt Bezug z. B. zur Zeitstruktur und zur Motivationstheorie. Die psychologischen Spiele werden ausführlich beschrieben, ebenso wie die Alternativen dazu, sei es im Schulzimmer oder in der Organisationsberatung.

Kapitel 5 widmet sich der Skripttheorie. Erst hier finden die existenziellen Grundpositionen ihren Platz und ihren Bezug. Die Entwicklung des Skripts, die klassischen Diagramme bis hin zur Cokreativen Skriptmatrix, die Einschärfungen und Antreiber sowie das Miniskript und eine Beschreibung eines konkreten Skriptzirkels mit den dazugehörigen Überzeugungen zeigen anschaulich die Komplexität und die Zusammenhänge auf.

Kapitel 6 und 7 befassen sich mit Passivität und Discounting als Möglichkeiten, das Skript in Gang zu halten, wie auch mit Verträgen, die es erlauben, eine Behandlung oder ein gemeinsames Vorgehen möglichst klar und autonom zu gestalten.

Kapitel 8, 9 und 10 beschreiben sowohl Gruppentheorie und Ethik wie auch die Supervision, um das Handeln von TA-Praktizierenden in einen verantwortungsbewussten Rahmen zu stellen und die entsprechenden Prozesse verständlich zu machen. Zum Beispiel wird diskutiert, inwieweit persönliche Mitteilungen (Self Disclosure)

des Beraters/Therapeuten die Klient*innen in ihrer Entwicklung fördern oder hindern und welche Fallen dabei auftreten können.

Im Teil zwei findet der Bezug zur Praxis statt. Er gibt z.B. Antworten auf diese Fragen: Wie funktioniert TA denn konkret? Was tun einzelne Praktiker*innen? In welchem Feld stehen welche Konzepte im Vordergrund? Mein Tipp: Aufschlagen und neugierig weiterlesen.

Würdigung

Als gewichtiges Gemeinschaftswerk scheint mir dieses aktuelle und ausführliche, zugleich auch kompakte Buch äußerst gut gelungen. Vier Herausgeber*innen haben die Beiträge von 21 Autor*innen gebündelt und in eine logische Abfolge gebracht. Das allein verdient große Wertschätzung.

Wie in den einzelnen Kapiteln bereits hervorgehoben, schätze ich an diesem Werk die bestechende Klarheit. Die Reduktion auf das Wesentliche in den 101-Kapiteln geht meist von Berne aus und wird ergänzt durch die weiterführenden Gedanken späterer Autor*innen und durch aktuelle Forschungsergebnisse oder vergleichbare verwandte Theorien. Die Praxisbeispiele veranschaulichen jeweils konkret, wie sich die theoretisch beschriebenen Vorgänge im Alltag äußern.

Dass die Anwendungsfelder im zweiten Teil je einzeln ein großes Gewicht erhalten, finde ich angebracht. Die Anwendungsfelder nutzen die grundlegende Theorie ganz unterschiedlich, die Zielgruppen nehmen sie anders wahr, wodurch eine jeweils eigene Dynamik entsteht. Diese vier Kapitel zeigen die große Wirkungsbreite der Transaktionsanalyse, vom Beachten der Gegenübertragungsreaktion eines Psychotherapeuten über Kurzzeitverträge in Beratung und die Berücksichtigung des Arbeitsklimas in Organisationen bis zu transformationalem Lernen in Schule und Erwachsenenbildung.

Im Stichwortverzeichnis fehlt ein Name: Leonhard Schlegel. Als deutschsprachige Schweizerin könnte ich dies als Mangel anmerken, hat er doch mit „Die Transaktionale Analyse“ ein Übersichtswerk in ähnlichem Stil geschaffen. Vielleicht wird sich in Zukunft nun die Frage beim Zusammentreffen von Lehrenden „Hast du den Schlegel dabei?“ ändern in „Bist du schon Into TA?“.

Ich wünsche mir, dass dieses aktuelle Standardwerk in naher Zukunft in deutscher Sprache erscheint. Ich empfehle es allen, die sich auf die Level-I- oder -II-Prüfung vorbereiten als vertiefende und gut strukturierte Repetition.

Stephanie Katerle: **Seitensprünge. Warum Untreue nicht zur Trennung führen muss.** Stuttgart, Klett-Cotta, 2018.

Nein, dies ist kein Buch, in dem Psychotherapeuten – speziell solche tiefenpsychologisch fundierter Provenienz – nachlesen können, was sie schon immer über Paarbeziehungen wussten. Die Autorin, Stephanie Katerle, bewertet psychologische Ansätze, die den Einzelnen im Blick haben und oft pathologisierend auf das Thema Seitensprünge blicken, als wenig hilfreich für Paare in einer Beziehungskrise.

So muss ich mich zunächst damit abfinden, dass ich hier nichts lese über frühe Beziehungserfahrungen, internalisierte Objekte, Bindungsstile oder Ich-strukturelle Entwicklungen. Was den Leser stattdessen erwartet, ist ein im besten Sinne der Aufklärung geschriebenes und auf die Dynamik der Paarbeziehung fokussiertes Buch, das anregen will, gesellschaftliche, kulturelle, historisch entstandene Vorstellungen von romantischer Liebe sowie Erwartungen an die jeweilige Partner*in und an den Verlauf von Paarbeziehungen kritisch zu reflektieren.

Dabei hält die Autorin weniger die Untreue für reflexionsbedürftig – ihr räumt sie eher den Status einer Naturkatastrophe ein – als vielmehr den gesellschaftlichen Bedeutungskontext, der das Denken über Liebe und Treue in einer Weise präge, die eine offene Kommunikation vor dem Katastrophenfall tabuisiere und danach scheinbar unlösbare Konflikte konstruiere, die Trennung als einzigen Ausweg erscheinen ließen. Aus historischer, anthropologischer, soziologischer, philosophischer, religiöser und ökonomischer Perspektive beleuchtet sie die Entwicklung wirkmächtiger Glaubenssätze über Verliebtheit, Liebe, Untreue und Entwicklungsmöglichkeiten von Paarbeziehungen, die in ihrer Gesamtheit kulturspezifisch erstaunlich ähnliche Drehbücher entstehen ließen, nach denen Paare unbewusst ihr Beziehungsdrama agieren. Zumindest im westlichen Kulturkreis sei der Seitensprung als Sollbruchstelle unbefriedigender Beziehungsverläufe fester Bestandteil dieser Dramen.

Wolf Jordan

Stephanie Katerle hofft, dass es Paaren durch so gewonnene Erkenntnis gelingen möge, ihre kulturell „geerbten" Denkmuster zu verändern und die Regeln des Zusammenlebens in kontinuierlichem Diskurs selber auszuhandeln. Zu überwinden sei hierbei das auch heute noch beziehungsprägende Eheskript des vor 250 Jahren erstarkenden Bürgertums, gekoppelt mit dem Ideal der lebenslang anhaltenden romantischen Liebe. Historisch habe es davor weder das Ideal der lebenslangen Partnerschaft noch die Idee der romantischen Liebe als Legitimation für Ehebeziehungen gegeben. Untreue als existenzielles Problem sei untrennbar verbunden mit der Vorstellung, die einzig legitime und moralisch akzeptable Paarbeziehung sei diejenige, in der sich die Partner bei sittsamer Mäßigung ihrer Triebe ihre Einzigartigkeit gegenseitig lebenslang bestätigen.

Die bürgerliche Ehe, ursprünglich aus der Notwendigkeit zur Sicherung des materiell Erreichten geboren, habe sich bis heute als Idealmodell halten können, da sie Grundbedürfnisse nach psychischer Ordnung und emotionaler Sicherheit anspreche. Noch größere Beständigkeit habe jedoch die Idee der lebenslangen romantischen Liebe, eine fiktive Idealisierung, die den eher unromantischen bürgerlichen Ehealltag erträglicher mache. „Die romantische Zweierbeziehung ist das Ideal, dem alle folgen, und die definiert sich über Liebeswerbung und nicht über kalte Füße im Ehebett" (S. 35). Fliegen dann aus unterschiedlichen Gründen die Schmetterlinge und weißen Tauben nicht mehr, sei es höchst verlockend, den Flugplatz zu wechseln.

Das Ausmaß des schlechten Gewissens danach sei geschlechtsspezifisch unterschiedlich verteilt und werde in vielen Fällen durch ein verbreitetes biologisch-anthropologisches Narrativ bestimmt: Der Mann sei genetisch dazu programmiert, in die Welt hinauszugehen und dort nicht nur einträglich zu arbeiten, sondern auch sein Erbgut flächendeckend zu versprühen, während die Frau in idealer Ergänzung und von Natur aus weniger triebbegabt dazu bestimmt sei, zu Hause das Ei zu brüten und in mäßigender Hingabe auf den Gatten einzuwirken. Gehe er fremd, entspreche das seiner Natur und sie habe versagt. Gehe sie fremd, sei dies widernatürlich, komme aber zum Glück kaum vor. Auch wenn sich der emanzipierten Zeitgenossin angesichts solcher Geschichten die Fingernägel auf-

drehen: Sie wirken bis heute und haben Einfluss auf den Verlauf von Paarbeziehungen.

Was hilft nun gegen den Seitensprung? – Gar nichts, meint Stefanie Katerle. Beziehungsstabilisierende Rituale, allgemein verbindliche Regeln für eine ideale Partnerschaft, Verbote, Gebote, Schuldzuschreibungen, Reuebekundungen helfen ebenso wenig wie die kurzzeitige Befriedigung unerfüllter Beziehungsbedürfnisse durch Konsum. Auch in polyamorösen Beziehungsformen sieht sie keine Lösung für Konflikte zwischen Freiheit und Geborgenheit, Lust auf Ekstatisches und Neues und Bedürfnissen nach Sicherheit und Verwurzelung. Sie plädiert für die Etablierung einer „aufgeklärten Monagamie", die jedes Paar durch Kommunikation, Auseinandersetzung, Verhandlung erarbeiten könne, wenn es sich von gesellschaftlich geformten Modellen idealer Liebe und idealer Partnerschaft löse.

Hilfreich sei auf diesem Weg:

- ehrlich über grundlegende Bedürfnisse und Erwartungen zu reden,
- sich mit gegenseitigem Respekt für diese Bedürfnisse zu begegnen,
- eine individuelle Beziehungsethik auszuhandeln mit klar vereinbarten Prioritäten,
- zu bedenken, dass Treue nicht die oberste Priorität haben muss,
- zu erwägen, ob Prinzipien der Loyalität einen geeigneteren ethischen Rahmen für Paarbeziehungen aufspannen: Loyalität im Sinne von Solidarität, gegenseitiger Wertschätzung und gemeinsam geteilten Werten wie z. B. Wahrhaftigkeit.

Insgesamt ist die Fülle an Material und Ideen beeindruckend, die Stefanie Katerle mit herzerfrischendem und wertschätzendem Humor ausbreitet, um das Ideal der romantischen Verliebtheit als tragende Säule gelebter Partnerschaft zu erschüttern. Ob Paare, die Erfahrung mit Seitensprüngen haben, von diesen Ideen in ihrer internen Kommunikation profitieren können, hängt – so glaube ich – entscheidend auch davon ab, wie sie mit andrängenden Gefühlen wie Angst, Schmerz, Scham, Aggression oder Eifersucht umgehen können. Hierüber ist wenig zu lesen im vorliegenden Buch.

Ein wenig schwindelig wurde mir nach der Lektüre auch, weil unter dem Eindruck der Menge angesprochener Konfliktaspekte sich als Fazit aufdrängt: Im Verlauf von Liebesbeziehungen gerät irgendwann alles mit allem irgendwie in Widerspruch. Bevor ich mich nun dieser Wirklichkeitskonstruktion endgültig hingebe, hätte ich da noch eine Idee. Sie könnte strukturierende Ordnung in die Konfliktvielfalt bringen und gleichzeitig mehr Zugang zu den emotionalen Konfliktaspekten eröffnen: Wie wäre es, wenn man die mit Blick auf das Thema sich entfaltenden Paardynamiken als unter gesellschaftlichem Einfluss entwickelte Variationen interpersoneller Abwehr des guten alten Autonomie-Abhängigkeits-Konflikts beschreiben würde? Doch das wäre dann ein anderes Buch.

Karounga Camara:
Osare il ritorno. L'emigrazione degli Africani.
LEXIS Compagnia Editoriale, Turin 2018.

„Die Rückkehr wagen" – Osare il ritorno von Karounga Camara setzt einen gewichtigen Kontrapunkt in der Emigrationsdebatte. Und dennoch ist es wichtig, genauer hinzuschauen:

Der Senegalese Camara kommt aus einer wohlhabenden und gebildeten Familie. Er ging nach Europa und in die USA, um seine Studien fortzusetzen. Er lebte zuletzt in Mailand; deshalb ist sein Buch auch auf Italienisch erschienen. Die verbindende Landessprache im Senegal ist die Sprache der französischen Kolonisatoren.

Camara gehört also zu der Gruppe afrikanischer Auswanderer, die auf der Suche nach dem eigenen Glück ihrem jeweiligen Land als Promotoren der Entwicklung fehlen. Stephen Smith spricht in dem Zusammenhang vom „Brain Drain" (siehe Seite 278 in diesem Heft). Seine Entscheidung, in den Senegal zurückzugehen, begründet der Autor in „Osare il ritorno", und damit ist dieses Buch explizit als Ermutigung zur Rückkehr und als Ratgeber bei dieser Entscheidung für andere Emigranten gedacht. Er verschweigt auch nicht die Gründe, die diesen vieltausendfachen Exodus nach wie vor hervorrufen, und nennt die präzise Summe, die die Migranten jedes Jahr nach Afrika überweisen. Camara verweist auch auf die Tatsache, dass keiner der afrikanischen Staaten ein Programm aufgelegt hat, das Emigranten zur Rückkehr bewegen könnte. Und er vergisst auch nicht zu erwähnen, dass es viele „scheiternde Staaten" in Afrika gibt, die keinerlei Rechtssicherheit garantieren. An-

Ulrike Müller

dererseits sind sechs der ersten zehn Länder weltweit, deren Wirtschaft wächst, afrikanische Staaten. Und an diesem Punkt setzt der Autor an. Dabei benennt er sehr deutlich einen wesentlichen Grund für die Emigration: die Erwartung des Clans auf Unterstützung. Camara postuliert also auf das europäische Individualrecht: „Jeder ist seines Glückes Schmied."

Sein Rat ist, sich mit einer kleinen Unternehmung im Herkunftsland selbstständig zu machen. Da es kaum lohnabhängige Arbeitsplätze gibt, ist dies natürlich ein sehr sinnvolles Vorgehen. Hierzu beschreibt Camara seinen eigenen Weg. Die folgenden 50 Seiten sind ein differenzierter und ermutigender Ratgeber für Afrikaner, die diesem Weg folgen wollen. Er zeigt auf, welche Probleme sich ergeben können, und nennt die finanziellen Ressourcen, die die Länder selbst und Europa zur Verfügung stellen. Er zeigt, wie auch mit kleinem Budget ein solches Wagnis gelingen kann, und verschweigt nicht, dass dazu die Bereitschaft gehört, zu lernen. In Ländern mit wenigen bis keinen öffentlichen Schulen, die noch dazu Schulgeld verlangen, ist das eine besondere Herausforderung. Und er zeigt Möglichkeiten auf, wie Lernen dennoch möglich ist. Außerdem nimmt er diejenigen in die moralische Pflicht, die es geschafft haben. Das ist die Verknüpfung zu dem anfangs erwähnten „Brain Drain".

Camara geht auch auf die großen Probleme ein, die durch die allgegenwärtige Korruption und versagende Regierungen entstehen. Die Megastädte wie Lagos, in denen so viele junge Männer auf der Suche nach einem besseren Leben stranden (s. Smith, Seite 272), erwähnt er jedoch nicht.

Die Probleme der afrikanischen Staaten der Subsahara sind noch längst nicht gelöst (Smith spricht von zwei bis drei Jahren – ich bin da eher skeptisch). Dennoch ist „Osare il ritorno" ein wunderbar ermutigendes Buch, weil ein Betroffener aus der gebildeten Schicht seines Landes spricht und seine Erfolgsgeschichte als eine sieht, die zur Nachahmung anregen soll und kann.

Ein lebender Euhemerus[1]

Marco Mazzetti

Als ich über das Erbe von Eric Berne nachdachte und über seinen kulturellen Einfluss auf die heutige TA-Community, erforschte ich, welchen Einfluss seine Schriften auf die gegenwärtigen TA-Theoretiker haben. Ich sah die Artikel, die 2016 im *Transactional Analysis Journal* veröffentlicht wurden, daraufhin durch, wie oft Eric Berne in ihnen zitiert wurde. Ohne das Editorial und die Rezensionen zu berücksichtigen, fand ich 69 Zitate. Das sind 7,7 % der insgesamt 890 Referenzen. Die meisten davon (57) stammen aus seinen Büchern und die anderen zwölf aus Artikeln oder unveröffentlichten Schriften. Zwei Artikel widmeten sich der Person Eric Berne und der frühen Entwicklung seiner Ideen (und zitierten ihn insgesamt 21-mal). Lässt man diese beiden Artikel außer Acht, finden sich immer noch 38 Berne-Zitate und kommt damit auf eine Quote von 6 % der gesamten Zitate. Und nur sieben Artikel dieses Jahrgangs (24 %) zitierten Berne überhaupt nicht.

Ich deute dieses Ergebnis folgendermaßen: Berne ist zwar in der aktuellen wissenschaftlichen TA-Literatur präsent, doch die Wahrnehmung beschränkt sich auf seine berühmtesten Bücher. Seine zahlreichen anderen Schriften hingegen scheinen beinahe vergessen zu sein. Mir will fast scheinen, dass es manchmal mehr darum geht, unseren großen Begründer der Transaktionsanalyse mit einem Zitat zu ehren, und nicht so sehr darum, die Reichhaltigkeit und Aktualität seiner kulturellen Stimuli zu reflektieren.

1 Dieser Artikel erschien ursprünglich am 5. April 2017 in The Script, 17, 4, S. 3. Übersetzung und Abdruck erfolgen mit Genehmigung der *International Transactional Analysis Association.*

Der Begründer der Transaktionsanalyse veröffentlichte Dutzende von Artikeln, die meisten davon nicht in der TA-Presse. Berne wünschte, die Transaktionsanalyse außerhalb unserer Community zu verbreiten und bekannt zu machen. So erinnert uns Carol Solomon daran, dass Berne täglich Unmengen schrieb. Doch gegenwärtigen TA-Theoretikern scheint diese Goldmine an Ideen nicht besonders bekannt zu sein. Die meisten begnügen sich damit, aus seinen drei bekanntesten Büchern zu zitieren: „Die Transaktionsanalyse in der Psychotherapie", „Was sagen Sie, nachdem Sie ‚Guten Tag' gesagt haben?" und „Grundlagen der Gruppenbehandlung". Sie verzichten jedoch darauf, die ganze Breite von Bernes Kreativität zu erforschen.

Nachdem ich selbst das Privileg hatte, mit eigenen Händen einige Schriften aus Bernes reichhaltigem Fundus zu berühren, wurde ich zum enthusiastischen Unterstützer des Projekts „Eric Berne Archiv", das so großzügig und klug von Carol Solomon geführt wird. Dabei wird sie unterstützt von der früheren ITAA-Präsidentin Gloria Noriega, von Anne Heathcote, eine unerschöpfliche Quelle von Ideen, und von Eric Bernes Sohn Terry, der die Unterstützung der Familie zugesagt hat.

Jetzt können alle Transaktionsanalytiker weltweit in die Tiefe von Bernes Werk vordringen. Mit seiner Intuition war er oft seiner Zeit voraus und wurde erst durch spätere Entwicklungen bestätigt, besonders in den Neurowissenschaften und der Experimentalpsychologie. Die Ausgaben des Transactional Analysis Bulletins sind nun online verfügbar. Und wir haben damit zum ersten Mal die Chance, nachzuvollziehen, wie Eric Berne als Herausgeber die Kreativität der ersten Transaktionsanalytiker stimulierte, sammelte und ordnete. Viele grundlegende Beiträge wurden hier veröffentlicht.

Eric Berne ist nicht einfach unser Ehemerus; 1963 hatte er ihn in „Die Dynamik von Gruppen und Organisationen" als Begründer einer Gemeinschaft und einer Geschichte definiert. Er ist auch mehr als eine Art Monument, das man verehrt. Nein, er ist immer noch eine lebendige kulturelle und theoretische Herausforderung. Ich hoffe, dass unsere TA-Gemeinschaft entdecken wird, wie frisch und kreativ sein Erbe ist, das uns nun durch das Online-Archiv zugänglich ist. Wenn wir seinem Beispiel als mutiger, pragmatischer

Innovator mit wachem Geist folgen, können wir immer noch immens viel von ihm lernen. Das Eric Berne Archiv ermöglicht uns, unsere Wurzeln zu entdecken und sie wiederzubeleben. Wir können in unsere Tradition eintauchen und herausfinden, wie lebendig und verheißungsvoll sie immer noch ist!

Der große Gustav Mahler schrieb einmal, ein Traditionalist zu sein bedeute nicht, Asche anzubeten, sondern vielmehr, Bewahrer des Feuers zu sein.

Auch Sie können entdecken, wie viel Feuer Bernes Erbe enthält!

Norbert Nagel, Gefühle – Ärger – Mediation. Konfliktmanagement mit emotionaler Kompetenz. Zeitschrift für Transaktionsanalyse 2-2019, S. 143–155.

Erratum 1

An einer Stelle im letzten Absatz meines Beitrags wurde eine Textänderung vorgenommen, durch die ein Bedeutungsverlust entstanden ist.
Im veröffentlichten Text heißt es auf Seite 153:

> „Ohne Ärger hat Mediation schlechte Chancen, weil Ärger die Energie zur Veränderung ist. Am Ärger sehen wir, dass die Beteiligten auch tatsächlich an einer Lösung interessiert sind. Sind die Medianten auf unterschiedlicher „Betriebstemperatur", so sollte sich der Fokus darauf richten, **sie mit wenig Energie in die Kraft zu bringen.** Wenn ein Erwachsenen-Ich-Aggressiver und ein passiv-aggressiv Ärgerlicher zusammentreffen, wird es nur zu einem lösungsorientierten Prozess kommen, wenn der Passiv-Aggressive seine aktuelle Wut wahrnimmt und ausdrückt."

Da es sich um eine wesentliche Aussage handelt, hier die Originalstelle aus dem Manuskript. Richtigerweise muss es heißen:

> „Ohne Ärger hat Mediation schlechte Chancen, weil Ärger die Energie zur Veränderung ist. Am Ärger sehen wir, dass die Beteiligten auch tatsächlich an einer Lösung interessiert sind. Sind die Medianten auf unterschiedlicher „Betriebstemperatur", so möge sich der Fokus darauf richten, **den Medianten mit niedriger Temperatur in die Kraft zu bringen.** Wenn ein Erwachsenen-Ich-Aggressiver und ein passiv-aggressiv Ärgerlicher zusammentreffen, wird es nur zu einem lösungsorientierten Prozess kommen, wenn der Passiv-Aggressive seine aktuelle Wut wahrnimmt und ausdrückt."

Ein Zweites: Die gendergemäße Schreibweise ist mir ein Anliegen und es ist im Manuskript vermerkt, dass eine entsprechende Überarbeitung noch erfolgt. Leider gab es keine Gelegenheit für eine Überarbeitung. Ich bedauere die überwiegend maskuline Sprachform sehr.

Norbert Nagel
8.6.2019

Erratum 2

Susanne Völker, Transaktionsanalyse in der Supervision – eine Annäherung. Zeitschrift für Transaktionsanalyse 2-2019, S. 171–181.

Auf Seite 176 zitiert die Autorin aus einer Übung von Leonhard Schlegel, deren Vorlage die Intimitätsübung von Eric Berne ist. Diese Angaben fehlten im Beitrag.

Maurice Tomkinson

Eltern – Erwachsener – Kind

Transaktionsanalyse für jedermann

Warum ist zwischenmenschliche Kommunikation oft so schwierig? Warum eskalieren manche Gespräche so leicht? Das Ichzustands-Modell der Transaktionsanalyse kann ein Schlüssel zur Beantwortung dieser Fragen sein.

Da spricht jemand belehrend wie ein strenger Vater zu uns – und wir reagieren trotzig oder unterwürfig wie ein Kind. Aus einem solchen Dialog zwischen Eltern- und Kind-Ich kann nur sehr schwer eine einvernehmliche Lösung hervorgehen. Aber es gibt noch einen dritten Ichzustand, das Erwachsenen-Ich. Wie dieser zu einem gelingenderen Miteinander beitragen kann, erläutert Maurice Tomkinson in diesem E-Book.

Der Autor erklärt Ideen und Methoden der Transaktionsanalyse leicht und anschaulich, so dass sich dieses E-Book für alle eignet, die wissen wollen, wie Kommunkation gelingen kann.

38 Seiten, € 5,99

Nur als E-Book erhältlich (epub – MOBI – pdf) unter

www.junfermann.de